Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: 8 (1998)

Artikel: Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren bündnerromanischen Literatur

Autor: Riatsch, Clà

Kapitel: 5: Fremdelemente und Kontext : Markierung, Kommentierung, Übersetzung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-821097

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

v. Fremdelemente und Kontext: Markierung, Kommentierung, Übersetzung

In den folgenden Abschnitten wird die Ebene des einzelnen Textes zunächst verlassen, um einige der häufigsten Formen der Markierung und Kommentierung transkodisch markierter Sprache näher zu betrachten. Die beiden Formen stehen in einem Kontinuum, die Markierung durch Anführungszeichen (v.1.1.) oder kontextuelle Kontrastierung (v.1.2.) kann durchaus als implizite Form von Kommentierung betrachtet werden. Die Kommentierung wiederum kann in der Variante der Kode- und Diskurszuweisung als Explizierung der Konnotation gelten. Als Kommentierung wurden auch die häufigen und vielfältigen Formen der Selbstkorrektur (v.2.2.) betrachtet, an denen die Verinnerlichung, aber auch die Ironisierung puristischer Forderungen nach «reiner Sprache» sichtbar wird. Eine Kombination von Markierung und Kommentierung ist die Übersetzung *in praesentia*. Ihre vielfältigen Formen zeigen, wie sich ein punktuelles, isoliertes Verfahren zum immer autonomeren Sprachspiel entwickeln kann, das literaturwissenschaftlich interessant wird, weil es zeigt, wie der literarische Umgang mit Sprachkontakt spezifische Textsorten wie «Übersetzungslisten» produzieren kann.

v.1. Markierungen

v.1.1. Anführungszeichen

Als Mittel der eindeutigen Markierung von «Auffälligkeit» sprachlicher Einheiten benutzt die Schriftsprache Anführungszeichen oder einen verschiedenen Schrifttyp, vor allem die Kursivschrift. Die Anführungszeichen sind allgemein und in den romanischen Texten eindeutig häufiger[748], weshalb sie hier als exemplarischer Fall graphischer Markierung behandelt werden. Aus der Sicht von Semiotik und Sprachphilosophie wird die Bedeutung von Anführungszeichen als unzuverlässigen oder redundanten Indika-

tor einer Autonymie des Zeichens stark relativiert[749]. Aus der Sicht der Linguistik und der literarischen Stilistik ist seit langem unbestritten, dass Anführungszeichen weder zuverlässige Indikatoren der Grenzen von Personenrede, noch Garanten ihrer «zitierenden», mimetischen Wiedergabe sind. Klar ist dagegen umgekehrt, dass ihr Fehlen innerhalb des Autoren- oder Erzählerdiskurses keineswegs ein verlässliches Indiz für dessen «Einstimmigkeit» und idiolektale Einheitlichkeit darstellt. Autor- und Erzählerdiskurs können grundsätzlich immer, auch ausserhalb üblicher Formen der Ambivalenz wie der freien indirekten Rede, von versteckten Fragmenten der Rede und Sprache anderer, von Bachtins «fremden Wörtern», durchsetzt sein. «Selbst wenn wir von den Reden der Personen und von den eingebetteten Gattungen absehen, bleibt die Autorenrede allein noch ein stilistisches System von Sprachen: bedeutende Massen dieser Rede stilisieren (direkt oder parodistisch oder ironisch) fremde Sprachen, und über sie sind fremde Wörter verstreut, die, keineswegs in Anführungszeichen gesetzt, formal der Autorenrede angehören, aber durch eine ironische, parodistische, polemische oder andere vorbehaltliche Intonation deutlich von der Rede des Autors distanziert sind.» (Bachtin 1979:294). Trotz dieser Einschränkungen sind Anführungszeichen keineswegs funktionslos und längst nicht immer redundant. Im Zusammenhang mit eingeschobenen Lehnelementen definiert sich ihr Wert aus den Beziehungen zwischen Bachtins «vorbehaltlicher Intonation», der Vielfalt indirekter, impliziter Redewiedergabe und linguistisch beschreibbaren Indizien von «Fremdheit» als fehlender oder unvollständiger Integration. Nach Rey-Debove sind die Anführungszeichen ein Mittel der kommentarlosen Einführung einer «connotation autonymique» verschiedener Arten, vom Typ «comme il dit», «comme on dit», aber auch «comme je dis»[750]. Die Verbindung der Markierung von Indirektheit mit der Anmeldung eines «Vorbehaltes»[751] kennt verschiedene Grade und Anlässe der Distanznahme. Extrempositionen von Ablehnung und vorsichtiger Anlehnung lassen sich durch Paraphrasen umreissen, die den Wert der Markierung ausdeuten: «wie andere im Gegensatz zu mir sagen» (Distanzierung) gegenüber: «wie ich in Anlehnung an andere mit gewissen Vorbehalten sage» (vorsichtige Anlehnung)[752]. Die hier interessierende Fragestellung darf nicht dazu verleiten, die Funktion von Anführungszeichen vorschnell als redundantes graphisches Accessoire transkodischer Markierungen zu interpretieren. Es gibt nämlich, auch innerhalb des auktorialen Diskurses, graphisch unmarkierte, durch keine Kommentierung oder Übersetzung hervorgehobene, im Sinne der Kontaktlinguistik fremde Einheiten[753], während umgekehrt Anführungszeichen «Fremdheit» nur im metaphorischen Sinn der Distanzierung, nicht aber im kontaktlinguistisch rele-

vanten Sinn markieren können. Die Anlässe der Distanznahme lassen sich, in Analogie zu den Ebenen der Konnotationsauslösung, auf die drei Ebenen Signifikant, Signifikat (Signifikat-Referenz) und Zeichen zurückführen[754]. Als Referenzdiskurs für die der «Form» geltenden Anführungszeichen zeichnet sich der Purismus ab, während die auf den «Inhalt» sich beziehenden Anführungszeichen häufig auf Erkenntnis- und Ideologiekritik zurückzuführen sind. Die Unterscheidung ist allerdings nur im Sinne einer allgemeinen Tendenz richtig, nicht im Sinne kontaktlinguistischer Unterscheidungen. So kommt es durchaus vor, dass puristische Vorbehalte gegenüber einer «Lehnbedeutung», gegenüber der Inhaltsseite des Zeichens also, durch Anführungszeichen signalisiert werden.

Wo Bachtins «fremde Worte» und «fremde Sprachen» wörtlich zu nehmen sind, gilt die Distanznahme kontaktlinguistischen Erscheinungen wie lexikalischen Entlehnungen, auf die wir uns im folgenden konzentrieren. Synchron und unter Aussparung der «Integrationsfrage» betrachtet, verstossen lexikalische Entlehnungen gegen das System und gegen die Norm der Empfängersprache: «l'emprunt, en tout cas, s'oppose à la fois à la norme et au système.» (Rey-Debove 1978:282). Wenn Entlehnungen von einer ersten Phase der «Erwähnung» (Autonymie), über eine Zwischenphase der «connotation autonymique» in eine Phase des Gebrauchs (und damit der Integration) gelangen[755], so können die Anführungszeichen einen Vorbehalt signalisieren, der in der Zugehörigkeit der Entlehnung zu einer der ersten beiden Phasen begründet ist. Ob die linguistischen Indizien mangelnder Integration aus der Sicht synchroner Systemlinguistik sinnlos sind oder nicht[756], die Markierung durch Anführungszeichen verweist auf sie und fordert ihre Beachtung.

Zum Anfang zwei einfach scheinende Beispiele eingeschobener, mit Anführungs- und Schlusszeichen markierter, italienischer und englischer Lexeme:

> (1) L'auter gi, Vendergis sogn, giu Lugano. Nus tschappergnein in'ura pellas streglias. Sesein suenter en in café da vias alla Piazza Riforma, davos bialas meisettas da marmel, buein nies «espresso» e discutein. (Camenisch 1986:120)

> (2) Juan clama il camarier, giavüscha da far munaida, bütta ils daners da 200 liras aint il ajer sco ün gioculatur, tils laschond alura travuonder da la «musicbox» chi bainbod strasuna fin oura sülla «piazza» e va sguragiond per las giassas strettas [...] (Bezzola 1987:16)

Offensichtlich geht es in beiden Fällen um die, in Beschreibungen der Wirkung von Lehnelementen häufig genannten Aspekte «Lokalkolorit», «Milieukongruenz» und «Atmosphäre»[757]. In Ab- und Einstimmung auf die Sprache des Ortes der Handlung werden zusammen mit anderen *effets de réel* (Marmortische, fremde Währung, Musikbox) Lehnelemente in der authentifizierenden Funktion sprachlicher *effets de réel* eingestreut.

In (1) folgt auf die unmarkierte, in Analogie zum Romanischen problemlos verständliche «Piazza Riforma» eine Markierung des eingeschobenen «espresso». Als gängiger Internationalismus ist «espresso» ein integriertes Lehnwort, eine Auffälligkeit des Signifikanten scheint nicht gegeben[758], ein romanisches Synonym gibt es nicht. So fragt sich, was die Anführungszeichen eigentlich signalisieren. Sie signalisieren keine paradigmatisch vorgegebene, sprachliche Fremdheit des Lehnwortes, sondern die Besonderheit seiner Verwendung im Milieu der italienischen Spendersprache. Die Anführungszeichen gelten dem «richtigen, italienischen ‹espresso›»; sie stellen die Besonderheit von Wort und Sache neu her.

In (2) ist vor allem die leichte Divergenz der Funktionen des englischen und des italienischen Einschubs von Interesse. Die Fremdheit des italienischen «piazza» ist lautlich gegenüber romanischem «plazza» eindeutig und sprachtypologisch exemplarisch. Die Funktion «Milieukongruenz» oder «Lokalkolorit» verbindet sich mit der auf die Inhaltsseite übergreifenden «Fremdheit». Die Anführungszeichen markieren, auf dem Hintergrund von «plazza», die lautliche, semantische und referentielle Besonderheit von «piazza». Im Falle von «musicbox» fehlt der kontrastive Hintergrund der unmarkierten romanischen Entsprechung[759], was zu einer Vervielfachung der Funktionen des Anglizismus führt. Eine funktionale Anlehnung an Situation, «Milieu», vielleicht auch Gruppensprache wird von der Signalisierung der behelfsmässigen Behebung eines lexikalischen Defizits überlagert. Zwischen den Polen: «wie ich in bewusster Anlehnung sage» und «wie ich zwangsläufig und behelfsmässig sage» sind Zwischenstufen denkbar.

Das dritte Beispiel stammt aus dem Text eines Autors namens Alexander, der von Diskotheken handelt:

> 3a) Spert aunc in sprez «eau de toilette» per dar «power» masculin. (Alexander 1994:16)

> 3b) Alla bar vegn ei chippau giuaden entgins drinks, per beiber in tec curascha ed energia. (Alexander 1994:16)

Als naheliegendste Erklärungen dafür, dass das englische «power» in (3a) mit Anführungszeichen versehen wird, während die «drinks» von (3b) ohne Anführungszeichen gebraucht werden, bieten sich Unterschiede in der Auffälligkeit, im Integrationsgrad und der Häufigkeit der beiden Lehnwörter an. Paradigmatisch gesehen sind «power» wie «drinks» graphisch auffällig («w», «k»), «power» konnotiert «Fremdheit» auch im Bereich der graphophonematischen Relationsebene («ow» für [au]). «Drinks» ist wahrscheinlich häufiger und im gegebenen Kontext neutraler, während der Zusammenhang zwischen «eau de toilette»[760] und männlichem «power» als Karikatur von Ideologie und Verhalten einer bestimmten «Szene» dient. Wichtig sind Häufigkeit und Dichte der Einschaltungen verschiedener Art und Herkunft: der schnelle Wechsel vom französischen zum englischen Lehnwort in (3a), die Verbindung zwischen der Lehnübersetzung: «chippau giuaden» (aus: «hinunter-gekippt») und dem englischen Lehnwort. Häufigkeit, «Dichte» und Heterogenität der Fremdmarkierungen werden hier als diskursives Grundmuster des Pastiche von «Jugendsprache» erkennbar.

Die Verschiedenheit des Wertes und der stilistisch-kontextuellen Auswirkung einer Markierung eingeschobener Lexeme im Autor-Erzählerdiskurs lässt sich auch an den häufigen deutschen Lehnwörtern beobachten. Hier drei Beispiele aus Bierts *La müdada* (1962), Maissens *Mia resgia* (1987) und Nuotclàs *Il tunnel* (1991):

> (4) La maisa raduonda vi'l chantun es bain occupada. Sar magister secundar, Schimun Clopat, dirigent dal cor mixt, redschissur da teater, chaschier dals gimnasts, prüm «tenorhornist» aint illa musica ed actuar da la società da tregants, es in debatta cul advocat Ruinell [...] (Biert 1962:218)

> (5) Dado, sperasgiu, era pendida vid la spunda e costa ina 'heiglaria'. Buca lunsch naven paradava il 'Hotel Bellevue' cun siu num fascinont, cun ina vasta ustria ch'occupava igl entir plaunterren. Entradas dev'ei davon e da costas viaden. Gest sut il hotel ina casetta alva cun giufuns la 'pecharia' cun stizun. Quella deva a nus il paun de mintga gi. Vieifer sesanflava la veglia 'gerbaria', ch'ei lu tuttenina svanida ensemen cugl ualet 'Bächle' che fuva, plinenviasi, sescurlaus per far ir enzacontas resgias e mulins. (Maissen 1987:45f.)

> (6) Armon, Dumeng, Duri, Men da Töna ed amo blers oters sun lura its via aint ill'ustaria da la staziun, Armon per superar seis

sentimaints chi til schmachaivan sül nuf da la gula, Dumeng e Duri cuntaints dal bun «hondel» ed oters simplamaing per dar üna baderlada tanter da paurs. (Nuotclà 1991:142)

In (4) ist die Abfolge *déterminant-déterminé* im Kompositum «tenorhornist» das zentrale Merkmal der «Fremdheit»[761]. Das Lehnwort hat den Vorteil der Kürze[762], die entsprechende romanische Variante den Nachteil einer umständlichen doppelten Determinierung: «prüm sunader da corn tenor». Der Abschnitt gehört nach «Voix» und «Mode» eindeutig und ausschliesslich zum Diskurs des Erzählers, der dem Leser aufzählt, wer alles im Wirtshaus sitzt. Die Person deckt sich nach Beruf, Status und Bildung sehr weitgehend mit derjenigen des Autors, der ebenfalls Sekundarlehrer, Theateramateur usw. war. Die Anführungszeichen signalisieren also keine eindeutige ironische Distanzierung gegenüber einem markant nicht-auktorialen Idiolekt oder Soziolekt. Sie signalisieren eine provisorische, selbstkritisch-ironische Anlehnung an die Umgangssprache: «wie ich in unorthodoxer, bequemer Anlehnung an die Umgangssprache am liebsten schreiben würde».

In (5) sind die Lehnwörter «heiglaria» («Kegelbahn»), «pecharia» («Bäckerei»), «gerbaria» («Gerberei») und die Übersetzung-Apposition «ualet ‹Bächle›»[763] mit einfachen Anführungszeichen versehen. Aus Erörterungen von Decurtins zu «pec»[764] lässt sich eine Gemeinsamkeit dieser Lehnwörter extrapolieren: es handelt sich um schriftsprachlich obsolete, sehr weitgehend durch einheimische Lexeme verdrängte Lehnwörter, die sich synchron nur noch in der Umgangssprache halten. Eine weitere Erhellung ergibt sich aus einer kommentierenden Glosse des Autors, der den auffälligen Sprachgebrauch in diesem volkskundlich-lokalhistorischen Text auf historisierende Anpassung an den Soziolekt der dokumentierten Welt zurückführt. «Ins vegn a surstar dil lungatg mistergner applicaus en questa lavur, viarva surprida dals perdavons, da resgiaders e mistergners. [...] Germanissems seretschan en moda naturala dils discuors d'allura, germanissems gia dagitg incorporai, lu era pli recents, arrivai cun indrezs innovativs. Il purissem, las retschas de neologissems giugavan negina rolla. Ei vegneva tschintschau sco quei che bap e mumma tschintschavan, sco'ls luvrers, maschinists e resgiaders s'exprimevan. Tut en uorden – sper il lungatg tudestg – en sempla moda e senza retenientschas.» (Maissen 1987:138f.). Die Anführungszeichen markieren hier also die gewonnene Distanz gegenüber einem ehemals sozial eingebundenen Teil des eigenen Idiolekts, sind Indizien einer jüngeren, schriftsprachlichen Auffälligkeit einer früheren, mündlich unauffälligen Sprachverwendung. Nach Werner hätten wir in diesem Fall eine «signalfunktionale Bedeutungsveränderung» (cfr. 1981:230)

in der entlehnten Einheit, die in der Zielsprache nur noch umgangssprachlich gebraucht wird. Der Wert der Anführungszeichen wäre hier demnach zu paraphrasieren: «wie ich, ein schriftsprachlich obsoletes Lehnwort gebrauchend, in realistischer Anlehnung an die Sprachverwendung der beschriebenen Welt, schreibe».

In (6) wird das umgangssprachlich geläufige und auch schriftsprachlich gut belegte, tirolerischer Lehnwort «hondel»[765] graphisch markiert. Neben einer möglichen Auffälligkeit des Signifikanten[766] muss hier die Tatsache des semantisch-konnotativen Unterschiedes von «hondel» und «affar» berücksichtigt werden. Gegenüber dem als Erbwort empfundenen «affar» ist «hondel» pejorativ wertend; in symmetrischer Entsprechung zu den von Hornung im Zimbrischen von Pladen beobachteten «Gebrauch romanischer Synonyme für minderwertige, schlechte Dinge» (1981:123) ist hier das deutsche Lehnwort mit der negativen Wertung behaftet[767]. Die Anführungszeichen gelten nicht dem Integrationsgrad, sondern dem zitierenden, ironischen Gebrauch des Wortes in der Umgangssprache: «‹hondel›, wie ich in Anlehnung an den ironisch-pejorativen Gebrauch des Lehnwortes sage».

Aus diesen sechs Beispielen wird klar, dass Vorbehalt und Distanzierung nicht einseitig und eindeutig dem Sprachgebrauch der «andern», sondern komplexen Mischverhältnissen zwischen Distanzierung und Anlehnung, eigener und fremder Sprachverwendung, eigener und fremder Norm gelten können. Diese «Mischverhältnisse» sind im Bereich der freien indirekten Rede besonders auffällig. Ihre doppelte Ambiguität zwischen Rede und Gedanken, zwischen Erzähler- und Personenrede kann durch markierte Fremdeinschaltungen sowohl hergestellt wie aufgelöst werden[768]. Im Rahmen unserer Skizzierung der komplexen Auswirkungen graphisch markierter Einschaltungen genüge ein Blick auf einen Fall identischer oder sehr ähnlicher Einschübe innerhalb verschiedener Typen der Redewiedergabe[769]. Die Textstellen stammen aus den *Historias dil Parler Pign ed autras bialas* von Theo Candinas (1986):

> (7a) Tschei di veva il Parler Pign in 'huora druck'. Perquei eis el ius in tec el burdel. (Candinas 1986:46)

> (7b) Il Parler Grond seigi nuota senuspius da seser giu sper quei tuliet ed hagi tschintschau cun el sco sch'ei fussi in normal. Gie, quel hagi 'halt in huora bien cor', il Parler Grond. (Candinas 1986:93f.)

(7c) Il Placi vevi pari deferdau, ni sco ins di a quei, epi dapi in triep onns. Buca da far curvien cun quels huora autos. Epi vevi el halt era empau cun femnas, maridaus eri el nuot. (Candinas 1986:185f.)

(7a) steht am Anfang eines Textes mit dem Titel: *Il Parler Pign va el burdel* (Candinas 1986:46–50). Die Markierung gilt dem umgangssprachlich integrierten, schriftsprachlich aber sehr auffälligen, verstärkenden «huora» und seiner Verbindung mit dem mündlich ebenfalls geläufigen, graphisch und schriftsprachlich auffälligen «dru*ck*»[770]. Die Markierung gilt zugleich der Inhaltsseite, der grobschlächtig technischen Sexualmetaphorik, die im gegebenen Kontext zu einer Resemantisierung des «grammatikalisierten» «huora» führt. Der markierte Einschub aus der Personenrede oder der Personensprache («wie er sagt» oder «wie er sagen würde») führt zu einer Kumulation des «comme je dis» (Erzähler) und des «comme il dit» (Person)[771]. Die graphische Isolierung des «comme il dit» kann als redundante Markierung einer stilistisch markierten freien indirekten Rede aufgefasst werden. Umgekehrt liesse sich behaupten, dass die explizite Markierung die im Attribut «freie» (indirekte Rede) angesprochene Ambivalenz gerade zerstört.

(7b) stammt aus einem längeren Segment indirekter Rede, im Vorkontext der zitierten Stelle finden sich «hani detg» («haben sie gesagt») und «pari» («scheint es») als Bezugsverben der syntaktischen Indirektheit. Die Markierung bestätigt das mimetische Potenzial der allzu oft als rein «diegetisch» und «paraphrastisch» eingestuften indirekten Rede[772]. Die Markierung gilt einem kollektiv umgangssprachlichen «comme on dit», die unpräzise Markierung schliesst neben dem das Adjektiv verstärkenden «huora» auch das gängige Modaladverb «halt» ein[773].

(7c) stammt aus einem Text mit dem programmatisch auf Polyphonie verweisenden Titel *Ei han detg* («Sie haben gesagt»). Die im ganzen Text und in der zitierten Stelle obstinat gesetzten direkten und indirekten Indizien von Indirektheit und Mündlichkeit machen eine Markierung von «huora» und «halt» überflüssig. Der Einschub einer «Wortverdrehung» («deferdau» statt «defraudau») und einer Selbstkorrektur («ni sco ins di a quei») in eine syntaktisch als indirekt markierte Rede («vev*i* par*i* deferdau»)[774] bereiten den Übergang in eine autonome direkte Rede («Buca da far curvien [...]») vor. Die Rede «anderer» ist in diesem Text so allgegenwärtig, dass hier das von Bachtin im humoristischen Stil erkannte, mögliche Fehlen einer Auktor-Erzählersprache vorliegt[775].

Die kontextuelle Einbettung, die Brechung des Diskurses in den verschiedenen Formen der Redewiedergabe bestimmt nicht nur das komplexe,

ambivalente Verhältnis von Distanzierung und Übernahme eines markierten Lehnelements, sie bestimmt auch die Markierung als solche. So kann, wie bei Candinas, dasselbe Lehnelement mit und ohne graphische Markierung auftreten. Dies ist nicht einfach auf «Inkonsequenz» zurückzuführen, sondern auf die Tatsache des Kontinuums zwischen graphisch eindeutigen und andern, impliziten Arten der Markierung.

V.1.2. Kontraste im Mikro- und Makrokontext

Anstelle einer graphischen Markierung, aber auch in Verbindung mit ihr, kann eine Kontrastierung *in praesentia* die Auffälligkeit einer entlehnten Einheit hervorheben. Der eindeutigste Fall ist derjenige der *glossierenden Synonymie,* die ein für unverständlich gehaltenes Lehnelement in seinem Vor- oder Folgekontext erläuternd übersetzt. Der Übersetzung im Folgekontext kann auch die Funktion einer, häufig durch metasprachliche Moderierung als solche gekennzeichneten, *Verbesserung* zukommen. Die glossierende Synonymie steht in einem interessanten Kontinuum zu andern Formen der Übersetzung *in praesentia*, die nachgeschobene Übersetzung in Verbesserungsfunktion ist vor allem in Zusammenhang mit ihrem kommentierenden Rahmen interessant, weshalb diese beiden eindeutigsten Fälle mikrokontextueller Kontrastierung in anderem Zusammenhang[776] ausführlicher behandelt werden. Hier sollen weniger eindeutige, nicht auf Erläuterung und Korrektur beschränkte Fälle einer kontrastierenden Markierung von Auffälligkeit zur Sprache kommen. Eine Gegenüberstellung von schriftsprachlichem, romanischem Erzählerdiskurs und umgangssprachlicher, transkodisch markierter Personenrede drängt sich als naheliegendste Hypothese zur Verteilung von markierten und unmarkierten Elementen auf.

Das erste Beispiel aus einer frühen Erzählung von Andri Peer zeigt, dass es komplexere Fälle gibt:

> (1) Las süjuors aschas ardaivan aint ils ögls, e las gulas gnivan süttas adonta dal tschiccar, sport cumön pigliand oura pel bocha Jöri e'ls duos Tirolers. Schi ils duos Tirolais, quels vaiv'il patrun tramiss sü da Z. be d'incuort. Els gnivan da Bulzan ed eiran fich differents ün da l'oter, as sumagliavan però culla povra sdratscha chi vaivan aint. (A. Peer 1947:39)

Diachron betrachtet weist die Suffixdublette «Tirol-er» vs «Tirol-ais» auf die deutsche und romanische Herkunft, synchron ist «Tirolais» schriftsprachlich distanziert, während «Tiroler» die umgangssprachlich geläufige, nicht selten ironisch oder pejorativ konnotierte Form ist[777]. Im vorliegen-

den Kontext kommen beide Formen im Erzählerdiskurs vor. Die Suche nach Indizien einer Polyphonie im ersten Kontext könnte darauf hinweisen, dass hier der Ich-Erzähler aus der Perspektive der Gruppe, zu der er als Person gehört, heraus erzählt. Die italienischen Lehnwörter «tschiccar» und «bocha»[778] könnten als Hinweis darauf gewertet werden, dass sich der Erzähler hier von der Sprache der italienischen Arbeitskollegen der Person «anstecken» lässt[779]. «Tirolais» dagegen gehört zu einem reinen Erzählersegment; die zunächst als bekannt angesprochenen Personen, «ils duos Tirolers», sind dem Leser noch nicht vorgestellt worden. Der Erzähler erinnert sich an sein Versäumnis und holt nach: «*Schi* ils duos Tirolais [...]» («*Ja* die beiden Tiroler [...]»). Die schriftsprachlich korrektere Form könnte damit erklärt werden, dass dieses Nachholen die Informationsfunktion des Erzählers, seine direkt leserbezogene Rede in den Vordergrund rückt. Die Hypothese einer funktional verschiedenen Kontextualisierung von «Tiroler» und «Tirolais» lässt sich nicht bestätigen[780]; es handelt sich um diskursiv funktionslose Varianten des Erzählerdiskurses und damit wohl auch des auktorialen Idiolekts.

Eine stilistische Funktion übernimmt die Kontrastierung innerhalb derselben Diskursebene im folgenden Beispiel aus einem Text von G. Lantina (Pseud):

> (2) La lingua romantscha serva per fondar societàs. Quellas sun lura in üna lia con ün tschêl gelg, chi sto ir a rovar per ellas. Ella pettliescha na mal. (Lantina 1921/1982:25)

Die unmittelbare Nähe und der anaphorische Bezug der synonymen «rovar» und «pettliar»[781] aktualisieren das expressive Potential der integrierten Lehnbildung und machen sie dadurch als solche wieder bewusst. Die damit vorgeführte Neuentdeckung der Faszination der «Fremdheit» dient hier stilistischer *variatio* und nicht sprachpflegerischer Polemik. Diese zeigt sich dagegen im folgenden Beispiel aus Jon Nuotclàs *Üna malatia rantaivla* (1982), ein Beispiel, das den vermuteten Gegensatz zwischen Erzähler- und Figurendiskurs bestätigt:

> (3) Cur cha seis abiadi til ha dat il tirascrauvs avant co ir, dschond: «Eu vegn svelt in butia, fa il bain e metta il «schrubaziar» aint il «verczügcasta», ha pover Michel stuvü constatar, cha la tschantscha discurrüda a Paterlonas nu d'eira plü sia lingua. Amo üna ter pezza ha'l gnü il tirascrauvs in seis mans airis, segnats d'improntas da la stantusa lavur da sia lunga vita. (Nuotclà 1982:19)

Von einem romanischen «tirascrauvs» im Vor- und im Folgekontext des Erzählers «umzingelt», wird das konkurrenzierende, neue Lehnwort «schrubaziar» mehrfach markiert (durch Einschluss in die direkte Rede, durch isolierende Markierung innerhalb des «Zitats») und als Indiz eines rasanten Sprachwandels kommentiert[782]. Die Kontrastierung mit «tirascrauvs» weist ostentativ darauf hin, dass das neue Lehnwort «schrubaziar» kein lexikalisches Defizit behebt, mithin als «modisch», «unnütz» und «gefährlich» zu gelten hat.

Sprachpflegerische Polemik gegenüber einer integrierten, gängigen Lehnübersetzung liegt im folgenden Beispiel aus Jacques Guidons *Seczíun C- No. 415* (1989) vor:

> (4) Uorschla, la fliunza – o «sour d'amalats» – giaiva aint ed oura. (1989:68)

Die Anführungszeichen markieren die puristische Distanznahme gegenüber der gängigen, integrierten Lehnübersetzung «sour d'amalats» (aus: «Krankenschwester»), die hier trotz oder gerade wegen ihrer Häufigkeit als schlechteres Synonym von «fliunza»[783] gebrandmarkt wird.

In Cla Bierts Erzählung *Quels da Patnaglia e'l prüm automobil* (1979) ist das Auto Gegenstand verschiedenster Reden, die das neue, unheimliche Ding auf vielerlei Art benennen. Die Kontrastierung wiederholt und vervielfacht sich innerhalb des Gesamtkontextes.

> (5a) Quels da Patnaglia e'l prüm automobil (1979:57)

> (5b) «Proebi o non proebi il passaggio del automobil tras il comün da Patnaglia, essendo inoltraziones fattas in merit.» (S. 58)

> (5c) «Schigliess, quai lura vöglia t'avair dit, pandol cha tü est ün, scha da quels guaffens diavlais-chs vegnan giò per via, schi eu nu't stun plü in chà [...]» (S. 59)

> (5d) «Sco a mai esa bain tuottüna cha l'auto vegna o ch'el stetta, eu per mia part nun ha nöglia temma da quella sort charröts.» (S. 59)

> (5e) «Il plü mal da tuot esa cha quaista charrücla dal malom va suletta eir amunt», disch Betta davo üna pezza [...] (S. 60)

(5f) «Eu sun cunter. L'automobil es fich nosch pel muvel. [...] quist banadi charröttel [...] quista maschina trida. [...] quist s-cherp da millimalams [...] Eu fetscha la proposta da scumandar severamaing tuot trafic cun auto tras cumün.» (S. 61f.)

(5g) «Mo l'uman vain tschiorbà da seis success. I nu's tratta be dad ün auto, id es blerant da considerar cha quist veicul zuond intelligiaint gnarà prodüt, sco uossa fingià in Germania ed in Frantscha, eir quia in grondas rotschas chi passaran eir nossa val.» (S. 62)

(5h) «Nonobstante la causa del automobile sclerida a satisfaczione per las citats, essendo nellas citats il tempo del secolo nov in ogni maniera plü spert [...]» (S. 64)

(5i) Tuot in d'üna jada – dalur – daja üna tschiorbada sü vers la glieud, sco d'ün spejel: ils vaiders da l'auto. Ed adüna plü daspera vain'la, la bes-cha, i's vezza fingià ils ögls, murlunas ruduondas chi fissan da quai pütiv davant oura [...] (S. 67)

Bierts Erzählung handelt von den Reaktionen einer archaischen Gesellschaft auf das Auto als Gegenstand neuer, befremdlicher Technik. Da diese Reaktionen vor allem auch sprachlicher Natur sind, enthält der Text einen sehr ausführlichen Katalog sprachlicher Benennungs- und Bewältigungsversuche, der an der Komik des Textes wesentlichen Anteil hat. Der synchron gegenüber der Kurzform «auto» als archaisch-umständlich konnotierte Internationalismus «automobil» kommt im Titel (5a) vor, in der Rede des Gemeindeweibels (5b) und, in Alternanz mit «auto», in derjenigen des Bauern Cla Rauet (5f). Damit erhält der Titel rückwirkend eine Polyphonie des Typs: «‹automobil›, wie der Gegenstand dieses Textes von seinen Helden genannt wird». Die Kurzform «auto» findet sich in der Rede von Baua Chastogna (5d), in derjenigen von Cla Rauet (5f), derjenigen des alten, belesenen, schrulligen Badruot Secha (5g) und in einer freien indirekten Rede, in der sich die «Stimme» des Erzählers und diejenige des Dorfkollektivs überlagern (5i). «Auto» ist also sowohl gegenüber der synchronen Norm wie gegenüber den Soziolektproben des Textes die neutralste Form. In der Stimmenvielfalt des Textes wird auch sie, im Kontrast zu «automobil» und «automobile», im Kontrast vor allem zu den vielfältigen emotionalen Paraphrasen, stilistisch und ideologisch «positioniert». Auffällig ist der Italianismus «automobile» (5h): er stammt aus der Rede des pensionierten

Aktuars Tumasch Falchet, der sie aufgeschrieben hat und dafür bewundert wird, dass er auch «rumantsch da scrittüra» («Schriftromanisch») kann. Die Rede ist ein karikierendes Pastiche der italianisierenden engadinischen Schriftsprache des frühen 20. Jahrhunderts[784]; «automobile» bildet die schriftsprachlich distanzierte Antithese zu den emotiv und nähesprachlich deutlich markierten Paraphrasen. Diese bestehen im wesentlichen aus Archilexemen oder Metaphern plus wertenden, fast immer abwertenden Attributen. Innerhalb der Variante Archilexem + Attribut bildet: «quist veicul zuond intelligiaint» (5g) den positiven Gegenpol zu den negativen: «guaffens diavlais-chs» (5c), «maschina trida», «s-cherp da millimalams» (5f), deren negative Wertung erst im Attribut («maschina trida») oder schon in den pejorativen Archilexemen («guaffens», «s-cherp») sichtbar wird. Als Metaphern dienen Bezeichnungen für bäuerliche Arbeitsvehikel: «quella sort *charröts*» (5d), «quaista *charrücla* dal malom» (5e), «quist banadi *charröttel*» (5f), Metaphern, die deutlich machen, dass neben der semantisch-referentiellen Ähnlichkeit auch die entsprechende Unähnlichkeit für die Qualität der «Figur» verantwortlich ist[785]. Die generalisierende Metapher «la *bes-cha*» (5i) dient der Einführung der naiv animistischen Perspektive des Dorfkollektivs im Augenblick der ersten traumatischen Begegnung mit dem «Untier»[786]. Erwähnenswert ist die moderierende Korrektur der Metapher: «quella *sort* charröts» (4d), die ihre problematische «Angemessenheit» reflektiert[787]. Interessant sind nicht die einzelnen Beispiele, interessant ist ihr komplexes, «dialogisches» Verhältnis, das im Rahmen einer narratologischen Analyse von «Voix» und «Mode» des ganzen Textes genauer beschrieben werden müsste. Bierts Beispiel macht deutlich, dass die kontextuelle Kontrastierung nicht nur für die Stilanalyse einzelner Mikrokontexte, sondern für die literaturwissenschaftliche Beschreibung und Interpretation des ganzen Textes von Bedeutung sein kann.

v.2. Kommentierungen

Wenn die graphische Markierung durch Anführungszeichen oder die kontextuelle Kontrastierung auch als Formen minimaler Kommentierung transkodischer Markierungen gelten können, so sollen im folgenden einige Fälle expliziterer Kommentierung zur Sprache kommen. Besonders häufig ist die kommentierende Zuweisung entsprechender Einheiten zu bestimmten Kodes, Normen oder Reden.

v.2.1. Kommentierende Kode- und Diskurszuweisung

Die als Definition von Konnotation oder einer ihrer Arten aufgeführte «(Sub)Kodeverweisung»[788] kann ausschliesslich durch ein am sprachlichen Element gezeigtes, gestaltetes Merkmal ausgelöst werden. Auf dieses Merkmal kann aber auch durch graphische Markierung oder kontextuelle Kontrastierung zusätzlich hingewiesen werden. Die grössere Explizität des Verweises verbindet sich nicht notwendigerweise mit seiner Eindeutigkeit, wie die Breite möglicher Interpretationen der Funktion von Anführungszeichen exemplarisch gezeigt hat. Neben der Markierung existiert die kommentierende Zuweisung markierter Elemente zu bestimmten Subkodes, Registern, Normen, aber auch bestimmten Texten und Reden. Diese Zuweisung steht einerseits in einem Kontinuum zu ernstgemeinten, metasprachlichen Beschreibungen konnotativer Inhalte und Stilwirkungen; andererseits kann sie, durch die Übersteigerung der ihr eigenen Explizität und möglichen Redundanz, leicht ins Ironische umschlagen.

Den häufigsten Anlass expliziter Kodezuweisungen bilden verschiedene Arten von Diskrepanzen zwischen schriftsprachlichen und mündlich umgangssprachlichen Normen.

> (1) Quei fuva hypocrisia – «glissnerem», sco ei vegn detg tier nus, la pli infama e disprezabla caussa, ch'ei dat sin quest mund – e Gion senteva quei bein pli ni meins claramein, mo igl intscheins digl compogn surpreneva el ed el seschava ligiar sco in affon. (Balletta 1887:226)

> (2) Eu n'ha eir ün üert – dadour cumün. Aint il dicziunari staja scrit suot «Schrebergarten» üert da chomps. In meis üert da chomps [...] (Dina 1990:11)

In diesen ersten beiden Beispielen verbindet sich die Kodezuweisung mit der unten (v.3.1.) ausführlicher diskutierten synonymischen Glosse. Im ersten Beispiel braucht der Erzähler den gebildeten Internationalismus «hypocrisia», der durch den kommentierenden, übersetzenden Zusatz: «‹glissnerem›, wie bei uns gesagt wird» als ausschliesslich schriftsprachlich, vielleicht als nicht allgemein verständlich[789] dargestellt wird. Ob die Markierung der unvollständigen Integration des Lehnwortes «glissnerem» der umgangssprachlichen Expressivität oder der sehr häufigen Verbindung zwischen den beiden gilt, ist nicht auszumachen. In (2) wird über die «Künstlichkeit» einer durch bewusste Anstrengungen ausgebauten, lexikalischen Norm des Schriftromanischen gespottet. Nach der Vorführung eines ge-

scheiterten Versuchs, «Schrebergarten» auf romanisch definitorisch zu umschreiben: «üert – dadour cumün» («Garten – ausserhalb des Dorfes») wird die Konsultation des Wörterbuchs erwähnt. Der Übergang von der autonymen, paradigmatischen Erwähnung («suot «Schrebergarten» üert da chomps») zum syntagmatischen Gebrauch («In meis üert da chomps [...]») gerät zur ironischen Vorführung von sprachpflegerischem Eifer. Gegenstand der Ironie ist weniger das lexikalische Defizit als der einigermassen umständliche und unpräzise Eintrag des Wörterbuchs[790], dessen Vorschlag mit einem suggerierten «wenn's halt sein muss» in den Text aufgenommen wird.

> (3) Tomas ei dus onns pli vegls, quendisch, el ei ners ed ha gia in tec pelegna sil pèz; jeu hai pér in'entschatta, dus/treis da quels liungs entuorn las téttas. Nus schein téttas a quei. (Camenisch 1986:33)

> (4) Davo ch'eu d'eira i a guadagnar la stà, n'haja pudü am praistar ün in gamba. Ün «Halbrenner», sco cha nus dschaivan, marca Mondia (sco'ls meglders curriduors), culur gelgua (sco meis amis), la fuorcha surcromada, desch marchas. (Bezzola 1984:124)

In diesen beiden Beispielen ist die Abgrenzung eines «we-code» Jugendlicher gegenüber einem «they-code» Erwachsener im Spiel. In (3) hat ein 13jähriger Ich-Erzähler das Wort, der den Gebrauch des romanischen «téttas» («Zitzen») zur Bezeichnung der Brustwarzen halbwüchsiger Knaben als Besonderheit der Gruppensprache Jugendlicher herausstreicht. Ob eine Metonymie oder die Vermeidung eines Euphemismus eine nachvollziehbare Auffälligkeit gegenüber «cavadi» (*VD*) ausmachen oder nicht, die Kommentierung des jugendlichen Erzählers beansprucht die spezielle Verwendung eines *romanischen* Lexems als Verweis auf einen spezifischen Subkode «Jugendsprache». Dies ist insofern wichtig, als «Jugendsprache» in literarischen Texten fast ausschliesslich durch eine Häufung transkodischer Markierungen dargestellt wird[791]. In (4) spricht ein erwachsener Ich-Erzähler, die jugendliche Ich-Figur kommt in der freien indirekten Rede mit ihrer Sprache («in gamba», «ün ‹Halbrenner›») und ihrer Bewertungsweise («sco'ls meglders curriduors») zum Zug. Das Fehlen einer romanischen Entsprechung[792] und die Tatsache, dass mit dem Gegenstand auch das deutsche Wort «Halbrenner» obsolet wird, macht die Kommentierung mehrdeutig. In Frage kommen: «wie wir Jungen sagten» und «wie wir damals alle sagten». Lehnelemente werden also auch dann als auffällig kommentiert, wenn keine romanische Entsprechung existiert. Kommentierungen

können sich in nicht auflösbarer Ambivalenz auf Gruppensprachen oder auf zeitlich verschiedene *états de langue* beziehen.

> (5) In auter giug da neiv era quel dil «svaniment». Quel savevan nus far mo dadens il «Hof» – ch'ins numna oz la Cuort Ligia Grischa, il museum regiunal sursilvan. Da lez savess jeu raquintar caussas ch'ins astga buca raquintar, silmeins ozildi buc. Per raquintar quellas dil «Hof» vess ins stuiu nescher u pli baul – bia pli baul- ni lu in bienton pli tard. (H. Spescha 1984:187f.)

> (6) «Ha! Ün premi litterar! Che es quelo? «La tuma», chi ho già üna vouta udieu qualchosa da «la tuma»? Be quels da Domat saun che cha que es, u forsa auncha quels da Felsberg, voul dir Favugn scu cha dischan uossa, ma quels nu discuorran niencha rumauntsch. (Ganzoni 1990, o.S.)

In (5) wie in (6) werden die transkodisch markierten Varianten dem *älteren* Sprachgebrauch zugewiesen. Es zeigt sich also, dass Sprachwandel nicht nur im Rahmen der stereotypen Dekadenztheorie (früher romanisch, jetzt deutsch), sondern auch unter Berücksichtigung der sich auswirkenden Sprachpflege kommentiert wird. In (5) wird die «Romanisierung» mit dem Übergang des nähesprachlichen, nur mit dem Artikel aktualisierenden «il ‹Hof›», zum offiziellen, benennenden «la Cuort Ligia ‹Grischa›» in Verbindung gebracht und damit ironisiert. In (6) wird derselbe Aspekt mit dem Mittel der Selbstkorrektur unterstrichen: «‹Felsberg›, wie man früher unbedacht sagte, ‹Favugn› wie man jetzt sagen muss». Der kleine Sieg der Puristen wird durch die stehengelassene Korrektur und den Hinweis auf die Tatsache, dass in Felsberg nicht romanisch gesprochen wird, als Sieg des Übereifers relativiert.

Das nächste Beispiel zeigt, dass der Zusammenhang zwischen älterem Sprachgebrauch und transkodischer Markierung problematischer sein kann.

> (7) Per ils burolers, sco quei ch'ils umens d'uaul vegnevan numnai pli baul, steva a disposiziun la resgia d'uaul. (Maissen 1987:4)

Die Kommentierung bezieht sich eindeutig nur auf die ältere Norm; ob eine Auffälligkeit des Lehnwortes[793] mitreflektiert wird, ist nicht zu entscheiden. Der Einwand, dass eine Bejahung dieser Frage Synchronie und Diachronie vermischt, ist so berechtigt wie die Skepsis gegenüber dem notwendiger-

weise konstruierten, synchronen «Durchschnittsleser», dem «buroler» nicht als Lehnelemente auffallen dürfte. Die kommentierende Zuweisung eines Elements zu einem bestimmten Diskurs oder Subkode kann dieses als im Vergleich zur synchronen Gebrauchsnorm des Schreibenden fremdes oder fremdgewordenes «distanzieren». Es gibt aber auch den komplexeren Fall der «normsuchenden» Schwankungen zwischen verschiedenen Kodes und Diskursen:

> (8) El ho pendieu sü il corn, *scu cha tü scrivast, Oscar *, *u muschla scu cha d'he let tar Men Gudench*, u hörar scu cha's soula dir, ed es ieu sü illa staunza cha duonna Silvia al vaiva preparo per quist temp ch'el staiva a Surpunt. (Klainguti 1988:26)

Gegen das Lehnwort «il hörar» («Hörer», «Telephonhörer») hat sich kein romanischer Neologismus durchsetzen können[794]. In (8) sucht der Erzähler nach normgebenden Anhaltspunkten in literarischen Texten etwas älterer Autoren, deren Vorschläge gegenüber dem umgangssprachlich geläufigen Lehnwort («‹hörar›, wie man zu sagen pflegt») als gutgemeinte, aber vereinzelte, unkoordinierte[795] und damit chancenlose Varianten dargestellt werden. In diesem Text von Klainguti stellen die metasprachlichen Kommentare keine isolierten «Klammern» dar; sie stehen in Beziehung zu einer metanarrativen Ebene, auf der die narrative Struktur und der fiktionale Status in auffälligen «Horizonteinbrüchen» (Metalepsen)[796] zum Gegenstand spielerischer Reflexion wird.

Die Kritik an einer bestimmten Gebrauchsnorm kann durch spezielle Verweise auf einen bestimmten Subkode erfolgen, sie kann aber auch, ironisch und scheinheilig, die Form eines generalisierenden «wie man sagt» annehmen:

> (9) Quels che vesan in tec davos las culissas (ed il scribent da questas lingias ha il cletg da s'udir denter ils aschinumnai «insiders», sco ins di) gie ils ezs san ch'ils adversaris politic-confessiunals el guvern han nuota cediu da bunaveglia quei post a nus [...] (Candinas 1987:19f.)

Hier wird die auf die sprachliche Norm verweisende Form des «comme on dit»[797] so obstinat («sogenannt», Anführungszeichen, «wie man sagt») gebraucht, dass sie ins Ironische umschlägt und den Zusatz «und ich niemals ohne Vorbehalt sagen würde» geradezu einflüstert. Als Mittel der Kri-

tik an einem Lehnelement und der entsprechenden Gebrauchsnorm kann also gerade der insistente Hinweis auf die Normkonformität dienen.

Die Kommentierung kann bestimmte idiolektale Eigenheiten einer Person hervorheben und damit ihrer sprachlichen, psychologischen, sozialen, kulturellen Charakterisierung dienen.

> (10a) A mai m'hana manà in taxi o sco chi dischan, ün auto sco ün oter mo cun schoför in mandura [...] (A. Peer 1961:72)

> (10b) Il sgrembelin ha vuglü per forza dal d... portar el la valisch e m'ha fat entrar tras üna porta da metal in quella chaista chi dischan lift. (A. Peer 1961:73)

> (11) «[...] haveis vus en vossa claustra ina stanza libra...» «Ina cella, sco nossas stanzas secloman?» (Carnot 1929:275)

> (12) [...] bab aveva anc dumengia damaun baud stuì improvisar ina saiv cun il lainom restà da la stalla veglia, ch'era vegnida demontada dacurt per far plaz al «modern», sco mamma aveva per moda da dir. (Vigne 1986a:128)

Die kommentierende Zuweisung «taxi» (10a) und «lift» (10b) zum Kode der «andern» («wie *sie* sagen») gilt, ganz abgesehen von der Tatsache, dass sich die Person in einer deutschsprachigen Umgebung befindet, nicht der generellen, mangelnden Integration dieser Lexeme in den romanischen Wortschatz. Sie gilt einer präzisen Isolierung der Sprache dieses Bauern und damit der «Bauernsprache» gegenüber dem Wortschatz und den Gegenständen der internationalen Moderne. Während reale Bauern Taxi und Lift sprachlich wie kulturell längst integriert haben, müssen sich die archaisierten literarischen Bauern von «modernen» Wörtern noch immer distanzieren und damit ihre Zugehörigkeit zu einer geschichtslosen Vormoderne signalisieren. In (11) fragt der (noch) Protestant Jürg Jenatsch den Pförtner des Franziskaner-Klosters, ob er für ihn ein «Zimmer» («stanza») frei habe, worauf ihn der Mönch belehrt, dass die «stanzas» des Klosters «cellas» genannt werden. Die onomasiologische Richtigstellung («Zellen, wie unsere Zimmer heissen») markiert die Spezifizität einer «katholischen» Gruppensprache, der unpräzise Begriff (Archilexem) Jenatschs verweist auf seine Unvertrautheit mit der katholischen Welt. Die kommentierend hervorgehobene Fremdheit geht von gruppensprachlicher Eigenheit aus, nicht oder höchstens am Rande von «cella» als Lehnwort[798]. In (12) schliesslich

fehlt jeder Bezug zu «Fremdheit» im kontaktlinguistischen Sinn. Die Zuweisung des Elements «il ‹modern›» («das ‹Moderne›») zum Idiolekt der Mutter gilt der mangelnden Präzision, der problematischen Generalisierung, in der die Mutter den Abbruch alter Bauten nicht etwa der Spekulation, sondern in naiver Weise «dem Modernen» zuschreibt. Die drei Beispiele zeigen Stufen des Übergangs von der ausdrucks- zur inhaltsseitig begründeten Kommentierung; zwischen der «Fremdheit» des Lexems und dem «Befremdlichen» einer kulturell, ideologisch oder sonstwie spezifischen Verwendungsweise ist nicht immer leicht zu unterscheiden.

Zum Schluss noch die Beispiele für scheinbar redundante und paradoxe Kodezuweisung.

> (13) Quei ei stau avon paucs onns, jeu mavel ensi, ni sco quel da Giadina di, a munt. (Halter 1975:97)
>
> (14) [...] buns camerats, fratelli compagni – sco il talian di – [...] (Nay 1947:46)
>
> (15) Per cletg e ventira veva il vin vuclin reghegliau siadora ils vers patratgs tier enqualin, nibutscha ch'ei havess pér lu saviu dar in stoda viriveri la dumengia della «Vorschau» sco ei vegn s'exprimiu il meglier per romontsch. (Gadola 1962:31)

Beispiel (13) ist der erste Satz einer Kurzgeschichte von Toni Halter mit dem Titel *L'entupada* (1975:97–99). Der sprachlich-kulturelle Hintergrund dieses Satzes ist die häufig beklagte, auf gegenseitige Vorurteile und Unverständnis zurückzuführende Isolation der einzelnen Idiome[799]. In der diesem Text vorausgehenden Geschichte unterhalten sich der surselvische Ich-Erzähler und ein Engadiner Bauer auf deutsch, was mit dazu führt, dass jener als «Landstreicher» verdächtigt wird. Die tautologische Kodezuweisung: «wie der Engadiner sagt» bestätigt die Zweifel an einer problemlosen Identifizierung der Herkunft des Fremdeinschubs durch surselvische Leser. Die inter-idiomatische Übersetzung und Kommentierung geht auf eine sprachdidaktische Intention innerromanischer Verständnis- und Solidaritätsförderung zurück. Die auffällige Graphie des ladinischen «a munt» (statt: «amunt») deutet auf eine semantische Reaktualisierung und Wiederherstellung der verlorenen Transparenz[800]. So würde sich hier der Zusammenhang zwischen Spracherlernung und «Neuentdeckung» der andern Sprache zeigen. In (14) lässt sich über die Funktion der ungenauen Über-

setzung *in praesentia* und der redundanten kodezuweisenden Kommentierung nur spekulieren.

Sowohl (13) wie (14) folgen dem Prinzip des zweisprachigen Wörterbuchs, das den Leser vom Bekannten zum entsprechenden «fremdsprachlichen» Ausdruck führt[801].

In (15) zeigt sich die paradoxe Kodezuweisung, bei der ein deutscher Einschub kommentierend für «bestes Romanisch» ausgegeben wird[802]. Dieser Fall ist im moderierenden Vorkontext von Fremdeinschüben und bei ironischen Selbstkorrekturen besonders häufig, weshalb er in diesem Zusammenhang (v.2.2.) näher erläutert wird.

v.2.2. Moderierung und ironische Selbstkorrektur

Zu den Unterschieden zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch gehören die verschiedenen Möglichkeiten im Umgang mit bemerkten Fehlern: schriftlich können sie getilgt werden, mündlich nur *in praesentia* korrigiert[803]. Verschieden ist auch der Umgang mit «Pausen»: schriftlich sind sie automatisch getilgt und bleiben dem Leser unsichtbar, mündlich werden sie bemerkt und können allenfalls ausgefüllt werden. Dies verleiht der im schriftlichen Text stehengelassenen Korrektur und der ausgefüllten Pause besondere Signifikanz. Ihre häufigste und naheliegendsten Funktion ist die Nachahmung mündlicher Rede, wobei die Hervorhebungen irgendeiner Auffälligkeit im Bereich der sprachlichen Kompetenz und der sprachlichen Artikulation mit ironischen, komischen, satirischen Funktionen verbunden sein kann. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Selbstkorrektur fehlschlägt oder die moderierende Ankündigung einer Schwierigkeit durch einen entsprechenden Fehler im Folgekontext «bestätigt» wird.

Von der Korrektur eines Fehlers kann die moderierende Ankündigung oder Bestätigung einer dem Sprecher bewussten Normabweichung unterschieden werden. Diese Moderierung wird – gegen die eben vorgeschlagene Unterscheidung – von Lausbergs *correctio* erfasst, die im Vor- oder im Folgekontext der «schockierenden Äusserung»[804] stehen kann. Rey-Debove führt diesen «Schock» auf eine Diskrepanz zwischen kommunikativer (sozialer) und expressiver (persönlicher) Funktion von Sprache zurück. Die «Entschuldigung» weise darauf hin, dass sich der Sprecher «en néologue»[805] ausdrücke. Eine funktionale Gemeinsamkeit von Korrektur und moderierender Entschuldigung ist die von Lüdi als «Sanktionsprophylaxe»[806] umschriebene Vorwegnahme einer erwarteten Richtigstellung seitens des Empfängers. Aufgrund der oben beschriebenen Kontaktsituation zwischen Bündnerromanisch und (Schweizer) Deutsch und des sprachpflegerisch-puristischen Eifers der romanischen Elite wird es nicht erstaunen,

dass Korrektur und Moderierung sehr häufig von Einschaltungen aus dem Deutschen ausgelöst werden. Die nicht abbrechende Polemik gegen die «Sprachmischung» als Gefahr für das Romanische macht eine «Sanktionsprophylaxe» nötig und reizt offensichtlich auch zu ihrer ostentativen, ironischen Vorführung.

Die ersten beiden Beispiele zeigen die Moderierung in der Personenrede als Mittel der konnotierenden Verweisung auf einen Soziolekt und damit auf den Bildungsstand des Sprechenden:

> (1) «A quei vegliuord han ei renfatschau, hai buca teniu endamen tut, denter auter quei smaladet nitscholismus – u –.» (Carnot 1929:212)

> (2) Il Placi vevi pari deferdau, ni sco ins di a quei, epi dapi in triep onns. Buca da far curvien cun quels huora autos. Epi vevi el halt era empau cun femnas, maridaus eri el nuot. (Candinas 1986:185f.)

Bei Carnot (1) referiert der ungebildete Giachen dem aristokratischen Herrn Juvalta eine «diesen verfluchten Nepotismus» betreffende Rede. Das Bildungswort «Nepotismus» vermischt sich ihm mit dem konkreteren «nitschola» («Haselnuss») zum hybriden «nitscholismus». Da er sich seines Wortes nicht sicher ist, bietet er mit dem nachgeschobenen «u» («oder») dem Zuhörer die Gelegenheit zur Korrektur an. Beim bereits zitierten (oben v.1.1., 7c) Segment aus Candinas' *Ei han detg*, «Sie haben gesagt» (2), verweisen deutsche Lehnwörter («huora autos», «halt») und Unsicherheit in den oberen Registern des Romanischen auf Ungebildetheit und Vulgarität der *vox populi*. Das bildungs- und rechtssprachliche «defraudar» («unterschlagen») vermischt sich mit «ferdar» («riechen») zu hybridem «deferdau», dem ein prophylaktisches «ni sco ins di a quei», «oder wie man dem sagt», nachgeschoben wird.

Ein häufiger Fall ist die moderierende Ankündigung einer durch Kompetenzdefizite bedingten Einschaltung einer deutschen Einheit in die romanische Rede. Im folgenden Beispiel imitiert O. Peer einen telephonisch geführten Dialog zwischen dem älteren Hugo und einem ihm unbekannten jüngeren Mann. Hugo sucht Hanni Schenz, in deren Wohnung offenbar ein Fest im Gang ist:

> (3) Hugo esitescha, lura disch el: «Pudessa avair a Hanni Schenz, per plaschair?» «A Hanni? Ma quella nu's poja avair, meis bun.

Quella es – co's discha – unabkömmlich. Ün mumaint [...]» (O. Peer 1993a:50)

Das moderierende Zögern könnte auch auf die Suche nach einer Ausrede oder einem Euphemismus hinweisen. Es kann aber auch auf den von der älteren Generation ausgeübten «Normdruck»[807] deuten. Während der Junge unter gleichaltrigen ein «unabkömmlich» ganz selbstverständlich einschieben würde, hält er gegenüber dem unbekannten Älteren eine Moderierung für angebracht.

Das folgende Beispiel entstammt einem fiktiven Dialog zwischen einer Fliege und einer Mücke. Es spricht die Fliege:

(4) «Che nu poust. Alura nu craj ünguotta. Tuot sfüflas. Be per at fer d'important. Scu adüna. Be pervi da quist rüssel, voul dir tromba. Ridicul!» (Ganzoni 1990, o. S.)

Die erfolgreiche Selbstkorrektur dient hier nicht etwa der Herstellung einer besseren Verständlichkeit, sondern der Erfüllung der normativen Forderung nach romanischer Einsprachigkeit. Die Übertragung dieses zur Selbstkontrolle gewordenen puristischen Normdrucks an eine sprechende Fliege kann als ironisierende Hyperbel der Allgegenwart romanischer «Sprachkontrolle» gelten.

Zu Moderierung und Selbstkorrektur können nicht nur Lehnwörter und Kodeumschaltungen, sondern auch Lehnübersetzungen den Anlass bilden. Die geringere Auffälligkeit der Lehnübersetzung bringt es mit sich, dass sie eher im Erzählerdiskurs als in der Personenrede reflektiert wird. Im folgenden Beispiel ist die Korrektur eine «Verschlimmbesserung»:

(5) «Inaga dad examen hai jeu astgau recitar – ni per dir ei en bien romontsch: – «dir si» – la poesia «Il claustral de Pisa» da nies car bien plevon Gion Cadieli.» (H. Spescha 1984:189)

Der Nachtrag: «per dir ei en bien romontsch», «um es in gutem Romanisch zu sagen», ist eine stereotype, ironische Korrekturfloskel zur Ankündigung oder Bestätigung deutscher Einschübe[808]. Sie ist als ironische Selbstkritik am eigenen Sprachgebrauch zu lesen und enthält vielleicht auch eine Spitze gegen die ermüdende Forderung nach gutem Romanisch. Hier wird dem gebildeteren «recitar» das gebräuchlichere «dir si» nachgeschoben und durch diesen Kommentar als transparente Lehnübersetzung des deutschen «auf-sagen»[809] dargestellt. Die Umkehrung der Korrektur, das dem «Besse-

ren» nachgeschobene «Schlechtere», könnte auch als Ironisierung sprachlicher Selbstkontrolle verstanden werden.

Literarisch interessanter sind die Korrekturen und Moderierungen in Göri Klaingutis *Linard Lum* (1988). In diesem durch häufige Metalepsen gekennzeichneten Text, dessen Personen sich ihrer Fiktionalität bewusst sind und mit dem Autor hadern, erhält die Korrektur in der Personenrede eine besondere Bedeutung. Der Polizist Tuor bemüht sich um ein korrektes Romanisch, um seinem Autor nicht zu schaden:

> (6) «Ah, tü e tia fantasia! [...] Que es bain cumplettamaing evidaint cha quists tottelets haun fat giò, s'haun perinclets (per eviter quist taunt sgrischaivel germanissem chi pudess custair bgeras simpatias al pover autur) da schnajer la tas-cha [...]» (Klainguti 1988:19f.)

Für «abmachen» wird schrift- wie umgangssprachlich das völlig integrierte «fer giò»[810] gebraucht. Dass «fer giò» einem romanischen Polizisten zu wenig romanisch sein und ihn veranlassen könnte, auf das völlig ungebräuchliche «as perincleger» auszuweichen, ist mehr als unwahrscheinlich. So wird neben der Metalepse, der Überschreitung des fiktionalen Rahmens (die Person denkt an ihren Autor), auch die umgekehrte «Überschreitung» reflektiert, die Tatsache, dass puristische Anliegen des Autors in der Personenrede umgesetzt werden, die so zu ihrer irreal wirkenden «Reinheit» kommt.

Eine weitere Variante dieses Spiels besteht im Gebrauch der Selbstkorrektur als Mittel der Illusionswirkung. Der Erzähler behauptet, von der sprachlichen Wirklichkeit seiner fiktiven Welt «angesteckt» worden zu sein:

> (7) Eir lo paraiva la pulizia d'avair lavuro fich bain, a vaivan [...] eir interrogo in tuotta serieted a l'autist, s-chüsè, al manaschunz (las actas d'eiran apunta scrittas in taliaun!) – tuot sainza resultat [...] (Klainguti 1988:93)

Entschuldigung und Begründung sind so fadenscheinig, dass sie implizit auf die Ambivalenz eines entlehnten «autist» zwischen italienischem «autista» und deutschem «Autisten» verweisen. Damit wird zudem statt der angesprochenen Illusionswirkung (Einfluss italienischer Akten) gerade die Fiktionswirkung verstärkt.

Die Imitation von Moderierung und metasprachlicher Kommentierung sprachlicher Defizite kann schliesslich, wie in der folgenden «Tragödie» von

Dumenic Andry mit dem Titel: *Mo schi, a la fin nun eschna plufras!*[811], zum zentralen Verfahren eines ganzen Textes werden:

(8)
Duonna A: Mo, meis figl es... aah! (suspüra e stübgia), meis figl es... aah... (as sgratta e cumainza a süar) meis figl es... aah, eu nu sa co chi's disch in rumantsch.

Duonna B:	(be buonder) Mo schi di in tudais-ch!
Duonna C:	(schmetta da far cul spait) Haai!
Duonna A:	Mo l'es... FARMESSUNXZAIHNER. (stübgia darcheu) Co as discha quai in rumantsch?
Duonna B:	Mo bain, no vain schon inclet!!
Duonna C:	Mo schi, a la fin...! (fa inavant cul spait)
Duonna D:	Mhmm... (piglia our da la tas-cha il paket da las mentas) Laivat eir vo ün PFEFFERMINZ?

Der Versuch von Frau A, ihren Zuhörerinnen mitzuteilen, ihr Sohn sei «Vermessungszeichner», führt zu mehreren, verzweifelt abgebrochenen «Anläufen». Die Erfolglosigkeit der Suche nach dem fehlenden romanischen Begriff wird schliesslich thematisiert[812], worauf die Zuhörerinnen Frau A ermuntern, es doch auf deutsch zu sagen. Nach dem in parodistischer Metagraphie geschriebenen «Farmessunxzaihner» will Frau A weiter nach einer romanischen Möglichkeit suchen, was ihre Zuhörerinnen mit dem Hinweis abblocken, sie hätten die Mitteilung verstanden, sie seien schliesslich nicht dumm. Die angebotene «Pfefferminz» von Frau D zeigt zum Schluss, dass die Bemühung um einsprachig romanische Rede nicht von allen geteilt wird.

v.3. Die Übersetzung als Markierung und Kommentierung

Die folgenden Abschnitte behandeln verschiedene Formen der Übersetzung *in praesentia*, an denen sich der Übergang zwischen harmlosen Funktionen wie Erläuterung und Korrektur zu interessanteren Formen sprachlicher Spiele beobachten lässt.

v.3.1. Übersetzung als synonymische Glosse

Übersetzende (Fremd)Glossierung findet sich häufig in Erst- oder Neuauflagen älterer Texte, die fremdsprachliche Entlehnungen in einer Häufigkeit

und Unbefangenheit brauchen, die im sprachpflegerischen Kontext des Herausgebers störend wirkt. So lassen puristische Herausgeber eingeschobenen deutschen Lehnwörtern romanische Übersetzungen folgen, häufig in Klammern, nicht selten ohne dafür die Verantwortung zu übernehmen. Ein Beispiel für diese Praxis liefert H. Caviezel, der sich vom Germanisierungsdruck seiner Zeit zur Sammlung romanischer «litteratura veglia» («alter Literatur») veranlasst sieht[813]. Die Texte habe er in der «Orthographie ihrer Originale» («ortografia dils originals») veröffentlicht, für die in Klammern beigefügten Glossen übernimmt er die Verantwortung und begründet sie wie folgt: «In quels cas, inua cha, suenter nos parèr, eran erurs, fals ner pleids buc adaquats havein nus mes in paranthesa ( ) quei, cha nus carteven, cha fuss gist.» (1888:305). Neben obsoleten oder falschen Graphien gelten die Glossen also den «pleids buc adaquats», den «nicht adäquaten Wörtern», wie die deutschen Lehnwörter nicht allzu euphemistisch umschrieben werden. In einem Lied von 1804 mit dem Titel *Üna bella canzun* [...] werden das Adjektiv «einfalti» («einfach») und das Partizip «strufiau» («bestraft») für nicht adäquat befunden und mit einer Glosse versehen: «Seigias perderts, einfaltis (simpel) er», «Ven strufiau (castiau) tschou a vigur» (cfr. 1888:310). In der Sammlung «Inna canzun dils utschels»[814] aus dem Jahre 1762 werden vor allem die als Titel der einzelnen Texte fungierenden, offensichtlich als «fremd» empfundenen, Bezeichnungen einzelner Vogelarten glossiert: «Ilg Stogeliz (il Cardelin)», «Ilg Spiegelmais (la Cingaillegra)», «La Nachtigal (la Rosignuola)», «Ilg Storc (la cicognia)», «La Schva(l)ma (la Randollina)», «Ilg Spar (il pasler)», «Ilg Vidhopf (l'Upupa)», «Ilg Zisli (il Fanel)». Ohne Glosse bleiben: «Ilg Parfincel» und «Ilg Parfencel» («Buchfink»); «Ilg Cranich» («Kranich»); «La Turtel», im Textinnern, «La turtel tuba» («die Turteltaube»), was weder durch unbemerkte Fremdheit noch durch die Schwierigkeit, ein Lehnwort (neo)lateinischer Herkunft zu finden, befriedigend erklärt werden kann. Die Glossierung zeigt in aller Deutlichkeit, dass die als störend empfundene «Fremdheit» nicht in der linguistisch beschreibbaren, fehlenden Integration des Lehnwortes, sondern in der kulturell und sprachpolitisch bedingten Bewertung der Kontaktsprachen durch den übersetzenden Korrektor begründet ist. So lässt sich linguistisch nicht erklären, warum ein unbelegtes, durch keine Analogie erhellbares, in seiner Betonung dem romanischen Muster zuwiderlaufendes Fremdwort wie das italienische «upupa»[815] weniger «fremd» sein soll als der «Vidhopf» des unbekannten Autors. Auch das aus dem Italienischen ad-hoc entlehnte, sonst unbelegte, mit Sicherheit unverständliche «fanel», hat gegenüber dem integrierten «zisli»[816] den einzigen Vorteil seiner neolateinischen Herkunft. Die Glossen ersetzen nicht in erster

Linie «fremde» durch eigensprachliche, unverständliche durch verständliche Lexeme, sondern deutsche durch «neolateinische» Lehnwörter. So enthalten diese Glossen nicht nur ein sprachpflegerisches Programm, sondern auch einen ungewollten ironischen Hinweis auf die Unvermeidbarkeit von Entlehnungen. Die ausgeklammerte «Fremdheit» schleicht sich in einer weniger auffälligen Variante zwischen die Klammern der puristischen Korrektur ein. Dieser «Nebeneffekt» lässt sich als bewusste Ironisierung sprachlichen Purismus literarisch nutzen.

Neben der puristischen Fremdglossierung finden sich die interessanteren Fälle übersetzender *Selbstglossierung*. Als ihre wichtigsten Anlässe müssen vorgestellte Unverständlichkeit und vorgestellte Nicht-Akzeptabilität aus puristischen Gründen gelten. Daraus ergeben sich zwei Funktionen: die Erläuterung des Unverständlichen und die Verbesserung des Nicht-Akzeptablen[817], die zu den beiden Sprachen in einer überraschender Korrelation stehen. Die Abfolge romanisch (erklärt) – deutsch (erklärend) ist typisch für die Erläuterung, die Abfolge deutsch-romanisch ist typisch für die Verbesserung. Damit wäre das romanische Segment das als unverständlich und erhellungsbedürftig vorgestellte[818], während deutsche Einschübe als zwar verständlich, aber unorthodox vorgestellt und im Rahmen einer «Wiedergutmachung» übersetzt würden. Dies deutet darauf hin, dass die Forderung nach romanischer Einsprachigkeit die sprachlich-stilistische Grundnorm der entsprechenden Texte darstellt.

Zum Einstieg drei Beispiele aus Johannes Baranduns *La giuvantegna* (1864), einem Text, der durch seinen sehr hohen Anteil an deutschen Lehnwörtern die puristische Illusion eines «reineren» älteren Romanisch Lügen straft:

> (1) Par me era bucca mai in daleg, mo in ver basengs dad essar en quella oasis (grüne Pläze in einer Sandwüste), mo auncalur en mamez eru buca ruvaseval. (Barandun 1864:158)
>
> (2) Als pli salvadis, ils antropophaschs (menschenfresser) aduran in Deus material da len ne da crap [...] (Barandun 1864:222)
>
> (3) [...] ilg grond saal cun ilg madem gezier; mate vitiers quellas grondas planiras a pros, cargaus cun frig dilg atun, tiergartens plains cun hirschs ne tschierfs, a an grond kaltar cun peschgs, cascadas (Wasserfalls), a tut chei ca l'imaginatiun a la natira pon rasar or avont ilg elgs [...] (Barandun 1864:158f.)

Die deutsche Erläuterung von «oasis» in (1) weist auf eine entsprechende Definition einer Enzyklopädie oder auch eines Kreuzworträtsels. Die Glosse versieht das ägyptisch-griechische Lehnwort mit einer deutschen Erklärung; ein Indiz dafür, dass schon Barandun mit zweisprachigen Lesern rechnet. Dasselbe gilt für (2), wo ein sehr eigenwillig ins Romanische integrierter, vom *DRG* als «typisches Buchwort» bezeichneter Internationalismus «antropofa*sch*» in vollem Vertrauen auf die Deutschkenntnisse der Leserschaft mit «menschenfresser» erläutert wird. In (3) zeigt sich die manchmal wirklich erstaunliche Häufigkeit deutscher Lehnwörter. Die synonymische Reihung: «hirschs ne tschierfs» ist hier nicht erläuternd, sondern verbessernd, ein Indiz dafür, dass sich auch der völlig unbefangen scheinende Barandun ausnahmsweise nach möglichen romanischen Entsprechungen für seine unzähligen deutschen Lehnwörter umsieht. Die Glosse: «cascadas (Wasserfalls)» zeigt die doppelte Grenzsituation der romanischen Schriftsprache: die als unzureichend eingeschätzte Verständlichkeit des grammatikalisch integrierten Lehnwortes aus dem Italienischen wird mit einer deutschen Übersetzung gesichert.

Die folgenden Beispiele für die Erläuterungsfunktion deutscher Glossen stammen aus einer der in den Anfangszeiten der *Annalas* beliebten «Dialektproben», aus einem Text von M. Malloth, einem der letzten Romanen im germanisierten Samnaun[819].

> (4) Ma schi intiva (vorkommt) pür ün process, lura piglia pitschen e grond interess landervia, et in osterias e süls plazs in chàs privatas vaina tschanschà sur la litta vertenta e sur da quai cha il magistrat farà oder dess far. (Malloth 1890:123)

Dass die Übersetzung hier ausschliesslich der Erläuterung der Bedeutung des Verbes «intivar»[820] dient, wird durch die Tatsache bestätigt, dass «intivar» im Folgekontext als bekannt vorausgesetzt und ohne Glossierung gebraucht wird: «et uschè intivetta, ch'el ün bel di non veva dafatta nöglia [...]» (Malloth 1890:123)

> (5) [...] mo la plavanessa, chi feva jüst il giantar, e s'chatteva sper il flughêr (Kochherd), il domandet chai ch'el vöglia [...] (Malloth 1890:123)

Auch hier dient die Glosse ausschliesslich der Erläuterung, nach fast drei Seiten wird darauf vertraut, dass die einmalige Erklärung ausreicht: «Sainza la lêer giet il reverenda via sper il flugher e la büttet aint nel fö.»

(Malloth 1890:126). Wahrscheinlich gehört hier die Besonderheit der Samnaunerischen Form «flugher» (cfr. *DRG* s.v. «föcler») zu den Gründen der Glossierung, die nicht etwa auf die verständlichere, verbreitetere und leichter erhellbare Form «föcler» oder auf das Synonym «platta» zurückgreift[821], sondern nur das deutsche «Kochherd» für verständlich genug hält. Dies wird auch mit der Tatsache der Germanisierung Samnauns zusammenhängen, auf die am Ende des Textes (1890:127) hingewiesen wird.

Weitere Beispiele für die Erläuterungsfunktion deutscher Übersetzungen als Glossen sind auch in jüngeren Texten leicht zu finden, was sich mit dem im Laufe des 20. Jahrhunderts eher zunehmenden Zwang, die romanische Schriftsprache auszubauen, erklären lässt. In einem Text von Tumasch Dolf lesen wir:

> (6) Tranter eran ear jau ad il meas bun cumpatriot, il pittur (maler). (1929:75)

Die Glossierung eines synchron auch umgangssprachlich absolut geläufigen Lexems aus dem romanischen Grundwortschatz wie «pittur»[822] zeigt, wie sehr eine stilistische Beurteilung romanischer Texte auf sprachhistorisch präzisere Kenntnisse der einzelnen Schriftidiome angewiesen wäre.

Die nächsten Beispiele stammen aus den *Algordanzas* von Men Gaudenz:

> (7) Da la vart schnestra eira ün toc amo bler plü lad sco ün tschoc sainza mür chi giaiva inaint, la loscha dal guardachasa (Hauswart). (M. Gaudenz 1979:136)

> (8) I rimbombet ün cor dad almain set vuschs chi fettan sco imprais our dad oura e suvent practichà, ün sbragizi: «Pulizia, pulizia, fusca (Zechprellerei), laders, profitunz chi nu vöglian pajar e.u.i. (M. Gaudenz 1979:152)

> (9) Perque telefonet eu our a Scuol a la pulizia, dand uorden d'esser pronts cullas chadainas (Handschellen) e cha amo ün pulizist stopcha accumpagnar [...] (M. Gaudenz 1979:337)

> (10) Ella nu savaiva far ne püttas ne pösts. (Kopf- und Hochstand) (M. Gaudenz 1979:262)

> (11) Il cas da mal marv (Starrkrampf) (M. Gaudenz 1979:166)

(12) Üna vouta avaiva eu fat tuot meis pussibel per til guarir da las gialaidas (Ischias), ma ne injecziuns ne pillas ne üts nu paraivan da güdar. (M. Gaudenz 1979:354)

Die problemlos erhellbare Lehnübersetzung «guardachasa»[823] wird, wegen ihrer mangelhaften Integration und der damit verbundenen schwachen semantischen «Konturierung», in (7) mit dem eindeutigen «Hauswart» gesichert. Mit «fusca (Zechprellerei)» glossiert der Erzähler in (8) innerhalb der direkten Personenrede ein vielleicht als obsolet, vielleicht als zu regionalistisch empfundenes, nur in der Redewendung «far üna fusca» belegtes (cfr. *DRG* s.v.) Wort für «Betrug, Diebstahl». Die Glosse ist nicht äquivalent, sondern semantisch präzisierend, die Übersetzung vollzieht den Übergang vom Klassem zum spezifischeren Semem. Dasselbe gilt auch für das nächste Beispiel, für: «chadainas (Handschellen)» in (9). Im Falle von: «ne püttas ne pösts. (Kopf- und Hochstand)» werden in (10) romanische Metaphern durch deutsche Fachbegriffe der «Turnersprache» ersetzt. In den letzten beiden Beispielen: «mal marv (Starrkrampf)» und «gialaidas (Ischias)» werden eine Lehnübersetzung «mal marv» (aus: «marv» – «starr») und ein bedeutungsmässig zu enger, nur für Scuol belegter Ausdruck[824] durch geläufige, medizinische Fachbegriffe ersetzt. Es zeigt sich also, dass die Glossierung als Übersetzung vom Romanischen ins Deutsche nicht nur auf Äquivalenz, sondern auch auf semantische Spezifizierung, auf Ersetzung von Metaphern durch denotative Ausdrücke, von Regionalismen durch Fachsprachliches hinauslaufen kann.

Neben befürchteter Unverständlichkeit kann auch die Vorstellung mangelnder Geläufigkeit als Anlass einer übersetzenden Glossierung in Frage kommen. Metasprachliche Kommentierungen, wie in den folgenden Beispielen aus einem Text von Oscar Peer, können die mangelnde Geläufigkeit in den Vordergrund stellen:

(13) Minchatant sta'l eir be qua e guarda sün fluors e salata, per exaimpel süllas griflas d'chöd, l'uschedit «Rittersporn». (O. Peer 1993:8)

(14) El tilla declera che chi saja da far pro ün'attacha atomica, in vista a quella famusa sajetta tschient jà plü clera co il sulai, in vista a la duscha da razs radioactivs – «Strahlendusche» sco chi dischan [...] (O. Peer 1993:228)

(15) El ha aint sias chotschas da militar, voul dir quellas da la dumengia – «Ausgangstenue», s-charpas nairas cun soulas da gomma, la chamischa da sudà verd-grischa, cun fat aint las mongias. (O. Peer 1993:245)

In (13) könnte durchaus die befürchtete Unverständlichkeit von romanischem «griflas d'chöd» als Anlass der Glossierung im Vordergrund stehen. Die Einführung der Übersetzung mit «l'uschedit», «der sogenannte», lässt sich, wenn wir das metalinguistische Verb: «usche*dit*» hervorheben und wörtlich nehmen, als Ankündigung mündlicher, gegen die schriftliche Norm verstossender Umgangssprache verstehen: «‹Rittersporn›, wie wir umgangssprachlich, geläufigerweise und allgemein verständlich sagen»[825]. Eindeutig im Vordergrund steht der Aspekt der Geläufigkeit in (14), wo eine transparente, verständliche, durch den Zusatz «radioactivs» sogar explizitere Lehnübersetzung: «duscha da razs radioactivs» keiner Erläuterung durch das weniger explizite «Strahlendusche» bedarf. Die Übersetzung kommt also einer verankernden Rückübersetzung ins Geläufigere gleich, die Zuweisung «wie sie sagen» («co chi dischan») verweist eher auf den Unterschied zwischen Spezialisten («sie») und Normalsterblichen («wir»), als auf denjenigen zwischen Romanisch- und Deutschsprechenden. In (15) wird einer im Nachgriff präzisierten Bezeichnung eines Kleidungsstücks: «chotschas da militar, voul dir quellas da la dumengia» ein allgemeineres deutsches «Ausgangstenue» nachgeschickt. Hier wird weder erklärt noch präzisiert, der Zusatz gilt dem *effet de réel*, der in Wirklichkeit gängigeren Variante. Da die Erläuterungsfunktion fehlt, kann man sich fragen, ob diese Fälle überhaupt noch als «Glossierung» angesprochen werden sollen. Ein letztes Beispiel dazu aus Alfons Maissens *Mia resgia* (1987):

(16) Vieifer sesanflava la veglia 'gerbaria', ch'ei lu tuttenina svanida ensemen cugl ualet 'Bächle' che fuva, plinenviasi, sescurlaus per far ir enzacontas resgias e mulins. Sut il Hotel 'Bellevue' fageva il 'Bächle' in caraun [...] (Maissen 1987:46)

Im Segment «aualet ‹Bächle›» ist das deutsche Synonym wiederum keine erläuternde Übersetzung des geläufigen «aualet», sondern ein sprachlicher *effet de réel*. Wenn die Anführungszeichen im Sinne der «connotation autonymique»[826] interpretiert werden, ergibt sich eine Paraphrase vom Typ: «aualet, oder ‹Bächle›, wie P. sagt». Diese abstrakte Paraphrase lässt im gegebenen Kontext mehrere Interpretationen zu: «wie ich in der Umgangssprache (manchmal, meistens, immer) sage»; «wie andere (die andern)

sagen», oder: «aualet, oder ‹Bächle› wie er auch genannt wird.» Die letzte Variante weist auf die Möglichkeit, «Bächle» als transparentes Toponym aufzufassen.

Als wahrscheinlich unbeabsichtigten Nebeneffekt können diese Fälle erläuternder oder authentifizierender Glosse eine Reflexion über das Verhältnis der Maximen «Einsprachigkeit», «Verständlichkeit»[827], «Geläufigkeit» enthalten. Da dieses Verhältnis für das Romanische, wie die Notwendigkeit glossierender Übersetzung zeigt, ein konfliktuelles sein kann, enthält diese Reflexion immer auch eine mögliche implizite Kritik an schriftsprachlichen Normen und ihrer puristischen Begründung, die einer einfacheren, aber unorthodoxen Verständigungsart im Wege stehen. Diese implizite Kritik ist nur potentiell vorhanden und in ihrer Aktualisierung vom sprachlichen, aber auch vom situativen und kulturellen Kontext abhängig. Sie fehlt ganz offensichtlich, wenn Heidi Derungs-Brücker in einem wissenschaftlichen Vortrag[828] romanische Neologismen aus den Bereichen Politik und Verwaltung braucht und diese zur Sicherung von Transparenz, Verständlichkeit und Geläufigkeit glossiert: «autodecisiun, also Selbstbestimmung»; «Raumplanung, planificaziun dal territori». Die beiden Glossierungen, in der Variante Erklärung (romanisch-deutsch) und in der Variante Verbesserung (deutsch-romanisch), werden in einem solchen fachsprachlichen Kontext als kleine Sprachlektion ohne jede Ironie eingeflochten. Ironie und explizite Kritik dagegen findet sich in Fällen wie dem folgenden:

> (17) Üna domena da la tecnica sun ils amplifichaduors (dit cun ün pled inclegiantaivel: ils lutsprechers). (Onna 1989:9)

Die explizite Kommentierung des erläuternden, morphologisch adaptierten Lehnwortes «lutsprechers» als «verständliches Wort» hebt das gebildete Lehnwort «amplifichadur» als unbrauchbares, weil unverständliches Element der Puristen- und Philologensprache hervor, die hier nicht einfach vermieden, sondern durch Kontrastierung mit der Umgangssprache verhöhnt wird.

Auch die Beispiele für die Abfolge deutsch-romanisch, der hypothetisch die Funktion der entschuldigenden Selbstverbesserung und Sanktionsprophylaxe zugeschrieben wurde, können im sprachlichen *effet de réel* ihren Ursprung haben. Bei Maissen kommen die bereits zitierten (oben v.1.1.) metasprachlichen Erklärungen dem Versuch, spezifische Funktionen dieser Art von Glossierung auszumachen, entgegen.

(18a) Quei quartier niev ed agressiv d'Itulandia vegneva numnaus 'Millionaviertel', la scheina dils millionaris. (A. Maissen 1987:45)

(18b) Ei fuva la renomada e sbutifiada tschénta de 'camelhor', tschénta de peil e pial-camel de tut atgna fermezia. (Maissen 1987:69)

(18c) Ei fuva il schinumnau 'Blockhalter', silsuenter daus per romontsch en pliras modas: fetgabuoras, fetgablocca, fetgabliec, brauncabliec etc. (Maissen 1987:134)

Eine erklärende Zusatzfunktion der Glossierung ist lediglich im Falle von «tschénta de ‹camelhor›, tschénta de peil e pial-camel» in (18b) vorhanden, wo die lautliche und graphische Adaptation des Lehnwortes die Herkunft verdecken kann. Zudem liefert hier die romanische Übersetzung eine explizitere Beschreibung des Gegenstandes «de peil e pial-camel». Im Vordergrund steht bei allen Beispielen die Verbesserung seitens eines Erzählers, der sich als später geborener Sprachpfleger verpflichtet fühlt, die Germanismen früherer, weniger gebildeter und unbekümmerter Sprecher im nachhinein zu romanisieren. Die Anführungszeichen der deutschen Lehnwörter markieren diese Distanz zugleich mit der Authentizität des Zitats, das, in unbestimmter Polyphonie, an obsolete Gruppen- und Fachsprachen erinnert. In (18c) werden die zeitliche Abfolge der beiden Formen und die Schwankungen zwischen verschiedenen puristischen Lehnübersetzungen zum Gegenstand expliziter Erörterung. Diese Verteilung setzt die romanische Glosse in die schwächere Position des redundanten, mimetisch nicht verankerten, sprachpflegerischen Kommentars des Erzählers. Der Vollständigkeit halber noch das folgende Beispiel:

(19) Il barcun horizontal, 'la schliessa', ella tierz davosa canal, all'entschatta de sum-resgia, arvevan ins la damaun cun agid d'in bratsch, pal de lenn, stuschond il barcun da tutta forza naven dalla persuna. (Maissen1987:67)

Hier folgt der authentische, fachsprachliche Germanismus («la ‹schliessa›) der romanischen Paraphrase («barcun horizontal»), was die bisherige Korrelation zwischen Abfolge und Funktion als nur quantitativ begründete Vereinfachung herausstellt. Eine Verbesserung liegt zwar vor, aber nur in mimetischer Hinsicht, eine Erläuterung liegt ebenfalls vor, nur ist sie keine metasprachlich-semasiologische, sondern eine onomasiologische.

Ähnliches gilt für das folgenden Beispiel aus einem Text von Silvio Camenisch:

> (20) Vuschs neu dil restaurant. E fried da fem. Ina dama, ina lady, cumpara egl offis. (Camenisch 1986:65)

Die Apposition «ina lady» ist selbstverständlich keine Erklärung der Bedeutung des romanischen «ina dama». Andererseits ist auch die onomasiologische Paraphrase: «‹dama› oder ‹lady›, wie sie am Ort der Handlung meistens genannt wird» nicht ausreichend. Hier wird die Apposition auch zur konnotativen Kontrastierung eingesetzt und enthält damit eine implizite Reflexion über die mit der Kodezugehörigkeit als solcher verbundene Grenze der Übersetzbarkeit.

Zum Schluss ist noch zu erwähnen, dass übersetzende Glossierung auch zum Ausgangspunkt von Übersetzungswortspielen vom Typ: «Char cumin, liebe Kommune» (Spescha 1994, o.S.) werden können. Von diesen Wortspielen wird noch die Rede sein (v.3.4.). Sie zeigen, wie isoliert scheinende, einzelne Verfahren wie die Übersetzung *in praesentia* zum Grundverfahren ganzer Texte werden können.

v.3.2. Literarisierte, puristische Übersetzungslisten

In diesem Abschnitt muss eine spezielle Variante der oben besprochenen Fälle von Verbesserung nicht akzeptabler Fremdeinschübe durch Hinzufügung einer romanischen Übersetzung nachgetragen werden. Es handelt sich um Fälle kommentierter, puristischer Übersetzungs*listen,* die deutschen Lehnwörtern oder nicht integrierten Lehnübersetzungen romanische Neologismen oder integrierte obsolete Wendungen gegenüberstellen. Was diese Listen interessant macht und sie nicht einfach als längere, paradigmatische Varianten der verbessernden Glossierung erscheinen lässt, sind die häufigen Versuche, die allzu offensichtliche und aufdringliche puristische Schulmeisterei literarisch umzusetzen und durch ästhetisierende Variationen abzufedern. In puristischen Traktaten bleibt diese «Literarisierung» durchwegs als rhetorische Hilfsfunktion einer sprachpflegerischen didaktischen Intention erkennbar. In literarischen Texten dagegen kann das Übersetzungsspiel dominant werden, selbstironische Züge erhalten und die zum blossen Anlass gewordene «Sprachfrage» in den Hintergrund drängen.

Zu den seit der Antike von Puristen als Verstoss gegen die *puritas* und damit als Fehler bekämpften sprachlichen Phänomenen gehört der als inkompetent, unnötig oder affektiert kritisierte Gebrauch von «Fremdwörtern»[829]. Im Romanischen ist die entsprechende puristische Polemik deshalb

ungebrochen heftig, weil «Fremdwörter», besonders wenn sie gehäuft auftreten, als Indiz von «Mischsprache» gelten, diese wiederum als Indiz eines den Sprachwechsel einleitenden Sprachwandels gewertet werden. Das oben (111.1.3.) angesprochene, puristische Schrifttum beschränkt sich häufig auf die exemplifizierende Auflistung kritikwürdiger und unnötiger Entlehnungen und die Auflistung romanischer Verbesserungsvorschläge. In den folgenden Beispielen wird die polemische und didaktische Funktion der Übersetzung durch spielerisch ästhetisierende Einbettung abgefedert. Dass sich diese Einbettung auch in sprachdidaktischen, puristischen Traktaten findet, zeigt der *Mossaveias* («Wegweiser») von G. P. Thöni (1981). Im Sinne eines zentralen Anliegens puristischer Polemik wird hier zu beweisen versucht, dass lexikalische Entlehnungen völlig unnötig und dementsprechend leicht zu ersetzen sind. So lässt Thöni seiner Polemik gegen «chel tgapeler *en Huffen* « (1981:2) nicht weniger als zwanzig romanische Übersetzungen folgen, darunter etwa «la furtga plagna» («die Heugabel voll»), «immens bler» («unendlich viel»), «so Dia cant» («weiss Gott wieviel»). Der Titel des Abschnittes «Retgezza digl rumantsch» («Reichtum des Romanischen») weist darauf hin, dass hier weniger die Angemessenheit der Übersetzung, als die Länge der Übersetzungsliste im Vordergrund steht. Ein Lehnwort mit zwanzig romanischen Entsprechungen: die Gegenüberstellung erhält einen ikonischen und symbolischen Wert, die als «piglier a tschains» («pachten») definierte Entlehnung erscheint als unnötige, absurde «Verschuldung» seitens einer reichen Sprache. Die puristische Vorführung einer Übersetzungsliste vernachlässigt nicht nur die semantische Adäquatheit, sie besiegt auch einen Scheingegner, indem sie die Entlehnungsgründe auf Semantik und Darstellungsfunktion reduziert. Die ökonomisch argumentierende Polemik unterschlägt die Expressivität des integrierten, längst produktiv gewordenen Lehnwortes[830] als Grund für seine Entlehnung und Beibehaltung. Sie unterschlägt auch die Tatsache, dass Entlehnungen zinslos zu haben sind, dass semantisch redundante Kumulation, wie sie sich in der synonymen Doppelformel «haufas e mantuns» zeigt, ein ebenso gutes Indiz von «Reichtum» ist, wie die geforderte Beschränkung aufs Eigene, dessen «Reichtum» durch die mögliche Anhäufung von Übersetzungen und Periphrasen vorgeführt wird.

Das wichtigste Verfahren von Thönis *Mossaveias* ist die Verbindung zwischen Übersetzung und wertender Antithese, die durch Varianten der «figure autonymique»[831] von den Wörtern auf die bezeichneten Sachen übertragen wird. Gutes wird besser, Schlechtes weniger schlecht, wenn es auf romanisch und nicht mit Lehnwörtern bezeichnet wird.

(1) *Gummi da schlogna,* – puh, navot da bel!
ma cun *Kaugummi* veist or scu'n vadel!
Pâtisserias èn navot schi fegnas,
dretgs pastiziers fon bungas *tampastegnas.* (1981:3)

In der Abwandlung des kontextuell Gemeinten: «Sprachbewusste Romanen sprechen nicht von ‹pâtisserias›, sondern von ‹tampastegnas›» zum rhetorisch Gesagten (unübersetzbaren): «Richtige Bäcker machen gute tampastegnas» wird die Grenze zwischen Reden und Handeln, zwischen Sprachherwähnung (Autonymie) und Sprachgebrauch durch mehrere Metonymien überschritten. Damit wird die «Sprachfrage» aus dem Bereich des Sekundären, faktisch wie semiologisch Arbiträren herausgelöst und in Richtung des Primären, Wesentlichen und Existentiellen verschoben. Das Wesen von Menschen und Dingen wäre von ihrer Bezeichnungsart abhängig, Fremdeinschübe minderten die Qualität der Dinge und des Lebens. Die Antithese von Positivem (romanische Einheit) und Negativem (Fremdeinschub, Entlehnung) lässt sich so beliebig übertragen: «legal» – «illegal», «gesund» – «ungesund», «resistent» – «hinfällig», «schmackhaft» – «verdorben»[832]. Die Verunglimpfung führt zur Beschimpfung der weniger puristisch gesinnten Benützer des Romanischen, eine Beschimpfung, die auch vor rassistischen Dummheiten[833] vom Typ: «schain's er *zvetschgas,* – scu igls ‹neghers›!» (1981:99) nicht zurückschreckt. Durch die polemische Einbettung wird die Übersetzung von einer horizontalen Operation sprachlicher Übertragung zu einer vertikalen Operation ideologischer Wertung, aus der Suche nach einer Äquivalenz mit dem «andern» macht die puristische Polemik einen Vorwand zu seiner Ablehnung.

Das folgende Beispiel stammt aus einer Tageszeitung. Im Jahre 1917 schicken sieben in Bern ansässige Engadiner dem *Fögl d'Engiadina* einen gereimten Leserbrief mit dem Titel *Schiessfertigs, Selbstversorgers e Weltverbesserers*[834]:

(2) Char Fögl!
Scha Tü chattessast adattà
da dir «Tregant abilità»
e ch'eir, pro Tai, chattess onur
il nouv pled «autofornitur»
schi, forsa, eir 'T podrast persvader
da dir a Teis char Jon: «Spendrader!»

Der Text scheint sich zunächst sprachpflegerisch brav um vernünftige Vorschläge für die im Titel aufgezählten, nur grammatikalisch integrierten Lehnwörter («Schiessfertigs») zu bemühen: «tregant abilità», «autofornitur»[835]. In den letzten zwei Versen dagegen wird klar, dass es darum geht, einen Mitarbeiter der Zeitung namens Jon als chronischen Weltverbesserer zu verhöhnen. Der scheinheilig als Übersetzungsversuch getarnte Vorschlag, für «Weltverbesserer» doch «Spendrader» zu sagen, wird durch den nicht metasprachlichen Verwendungszusammenhang zur bissigen Polemik. «Spendrader» ist das Bibelwort für «Erlöser» und dient hier als ironische Hyperbel zur Verhöhnung angeblich angemasster Allwissenheit. Die «Übersetzungsliste» versteckt die polemische Intention, dient als metasprachliche Maske, die der verletzenden Grimasse den Überraschungseffekt sichert.

Als nächstes Beispiel einer literarisierten Übersetzungsliste ein Gedicht von Men Rauch mit dem Titel *Il chatschader s-chet rumantsch*[836].

(3) Voust esser ün nimrod da schlantsch
Il prüm imprenda s-chet rumantsch,
Ils pleds tudais-chs lascha davent
Scha voust cha'l boc nu pigl'il vent!:

* * *

Il «Stutzer» s'discha il schluppet,
Il «Blattschuss» es il tun da pet.
Il «Stecher» quai es il schlöppin
Il «Zweier» s'discha il quintin.
Il nom per «Schaft» es parachonna
La «Hütta» s'discha la chamonna.
Il «Korn» es per rumantsch la muos-cha
E per il «Zweig» as disch la fruos-cha
Il «Kolben», char ami, es alch
Chi's disch in s-chet rumantsch il chalch.
La «Mündung» es l'imboccadüra
Il «Zug dal Lauf» la rajadüra.
«Verkanten» as po dir sveular
O eir tgnair veul il puffer.
Cha quel chi sveula sto fallar
Es cler a mincha pluffer.
Cur cha hast fom, hast eir la bligna,
Cur hast gnü «Pech» hast gnü la tigna.

La «Vorgeiss» per rumantsch nu quadra
Perquai nomnain nus la manadra!
25 Il «Reh» que es il chavriöl
E «Gitzi» s'disch pro nus uzöl.
Il term per «Hohllicht» es tschêlviv
E «Dummkopf» s'discha lavativ.
Il «Frevler» es il frodulader
30 E per il «Saufer» dschain bavader.
«Visier» que es la visiera,
E «Nebelmeer» es mar da tschiera.
Il «Druckpunkt» es il puntasfrach
Il term per «Absatz» es il tach.
35 Ma tschel «Absatz» es il siloc
«Gemsbart» però es barba d'boc.
Tour «Vollkorn» s'disch tour mera plaina
Il pled per «Tobel» es vallaina.
Il «Bauchschuss» es tun da buttatsch
40 Ed il «Verschluss» es il serratsch.
Per «Rucksack» sachadöss stoust dir
«Putzstock» bachetta da pulir,
Il «Streifschuss» es ün tun spizzond
E «Pirschen» es chatschar guettond
45 La «Sicherung» es la sgüranza
«Anstand» però as disch creanza,
Ma star sül «Anstand» star sül post
Ed ün bun «Braten» ün bun rost!

* * *

Imprenda quai bain ourdadoura
50 Per mincha pled fa aint ün nuf,
E giond a chatscha fast furora.
Dal rest ami: In bocca d'luf!

Durch dieselbe «figure autonymique» wie oben Thöni verwandelt Men Rauch die Sprachfrage in eine Sachfrage und macht die um sprachliche Reinheit unbekümmerten Jäger darauf aufmerksam, dass die Gemsen vom «unreinen» Fremdeinschub in der «Jägersprache» Wind bekommen und damit den Jagderfolg vereiteln (V. 3f., 49ff.). Die häufig der Sphäre von

Geruch und Geruchssinn verhaftete Metaphorik zur Umschreibung konnotativer und assoziativer Inhalte, besonders auch derjenigen von Fremdeinschüben und Lehnelementen[837], wird hier durch Übertragung auf Tiere als wahrnehmende Subjekte *ad absurdum* geführt. Ein weiteres Element ist das Spiel mit der Scheinheiligkeit des exemplifizierenden Gebrauchs autonymer Zeichen:

> Il term per «Hohllicht» es tschêlviv
> E «Dummkopf» s'discha lavativ. (V. 27f.)

Der Kontext der Übersetzungsliste scheint eindeutig klarzumachen, dass hier nichts behauptet und niemand angesprochen wird, sondern Sprache in der Potentialität ihrer Verwendung beispielhaft dargestellt wird. Dass dieser Gebrauch nicht unschuldig, sondern scheinheilig ist[838], wird dann deutlich, wenn das Übersetzungsproblem oder seine Lösung eindeutig als gesucht erscheinen. Dies geschieht im Falle von «Dummkopf», wo der allzu leichten Übersetzung die Evidenz und Komik eines Truismus zukommt. Damit wird, wenn auch implizit und diffus, jemand als «Dummkopf» bezeichnet, wobei dieser «jemand» der Verantwortliche für den Gebrauch der aufgelisteten Lehnwörter, der selbstkritische Autor oder auch der Leser sein kann. Ein weiteres spielerisches Moment dieser entweder unnötigen oder unplausiblen Übersetzungen geht auf den Reimzwang zurück. Die Klimax romanischer Synonyme in Vers 21, Übersetzungen wie diejenigen der Verse 12 oder 48 ergeben sich eindeutig «um des Reimes willen», werden doch «Zweig» und «Braten» nicht als Lehnwörter gebraucht[839]. Ein weiteres Moment selbstironischer Reflexion in der puristischen Übersetzung ergibt sich in Fällen wie:

> Il «Frevler» es il frodulader
> E per il «Saufer» dschain bavader. (V. 30f.)

Das im Falle von «frodulader» vielleicht noch vorhandene, sprachdidaktische Moment fällt im Falle des zum gängigen Grundwortschatz gehörenden «bavader» vollständig weg. Da das Lehnwort «Saufer» ebenfalls gängig und keinesfalls erhellungsbedürftig ist, hebt die kommunikativ funktionslose Übersetzung nur ihre eigene konnotative Unangemessenheit hervor. Die ostentative Vernachlässigung von Expressivität und pejorativer Assoziation von «Saufer» enthält ein ironisches Moment, durch das sich die puristische Übersetzung als Ersetzung von Expressivem durch Unmarkiertes selbst in Frage stellt. Insgesamt aber bleibt der Text ein ernstgemeinter

Versuch, puristische Sprachdidaktik dichterisch umzusetzen und einen fachsprachlichen Bereich des Wortschatzes zu «romanisieren». Ungenauigkeiten wie der Übersetzung durch das Archilexem: «Stutzer»:«schluppet» (V. 5), «Vorgeiss»:«manadra» (V. 23f.), «Gemsbart»:«barba d'boc» (V. 36) kommt keine ironische Wirkung zu, Lehnwörtern und Archaismen ebenfalls nicht. Ironische scherzhafte Aspekte zeigen erstmalige Lehnübersetzungen vom Typ «Streif-schuss»:«tun spizzond» (V. 43), übersetzende Umschreibungen vom Typ: «Pirschen»:«chatschar guettond» (V. 44) und expressive Neologismen vom Typ: «Druckpunkt»:«puntasfrach»[840]. Ironisch ist vor allem die erwähnte Verknüpfung von Sprachfrage und Jagderfolg, während die Lektion in der Fach- und Gruppensprache ihren schulmeisterlichen Beigeschmack auch dadurch verliert, dass sie von einem Mitglied der Gruppe erteilt wird.

Zum Schluss noch das Beispiel einer Übersetzungsliste, in der vor allem die Auflistungsart zum Ausgangspunkt des Scherzes wird. In einem Text mit dem bezeichnenden Titel *Ponderar – ant co largiar!* («Überlegen – vor dem Rauslassen») erstellt Dina (1982) eine alphabetische Übersetzungsliste. Anlass dazu ist die Erbringung des Beweises, dass es für jedes deutsche Wort eine romanische Entsprechung gibt.

> (4) Per mincha pled tudais-ch da que ün bel pled rumantsch o ün'expressiun chi's cunfà. Laivat ün pêr exaimpels?

angemessen	cunvgnaivel
bestehende	existent
Clique	clicca
Dauer	dürada
[...]	
auf der Hand liegen	esser evidaint
in der Tat	s'inclegia
[...]	
Xmal	tantas jadas
Ysop	isop
	(Dina 1982:7f.)

Hier erübrigt sich jede Diskussion der Qualität der vorgeschlagenen Entsprechungen; die Liste konzentriert sich auf die Einhaltung und vor allem auf die spielerische Austricksung der selbstauferlegten Regel alphabetischer Reihenfolge. Die Bevorzugung der Vollständigkeit der Entsprechungen gegenüber ihrer Qualität kann als Ironisierung des vorangestellten sprach-

pflegerischen Stereotyps aufgefasst werden, das Romanische habe für jedes deutsche Lexem eine Entsprechung.

Fragmente von «Übersetzungslisten» finden sich immer wieder in «Sprachgedichten», die irgendwelche besonderen Qualitäten eines Idioms herausstreichen. In Curo Manis *Lod digl sutsilvan* (1991:55) finden sich die folgenden Verse:

> (5) Par 'sensibel' giagn 'santevel'
> 'luvratori' – 'luvraduir'
> par 'ridicul' giagn 'rievel',
> igl 'libroc' e egn 'bastuir'.
> [...]
> 'Hochbetrieb' â num 'traboni',
> giagn glimaia – schnec darar.
> 'Heimelig' e 'partgirevel' (V. 13 ff.)

Als löblich wird die Tatsache herausgestellt, dass Internationalismen und latinisierende Morpheme («sensibel», «ridicul», «luvra*tori*») lautlich besonders deutlich integriert sind, dass deutsche Lehnwörter in der weniger kenntlichen Variante gebraucht werden («bastuir» statt «libroc»[841]) oder durch Lexeme neolateinischer Herkunft verdrängt werden («glimaia» statt «schnec»), dass es für deutsche Lexeme, die als Fremdwörter gebraucht werden, durchaus eine romanische Entsprechung gäbe. Interessant ist hier, dass die zur kontrastiven Hervorhebung der «Eigenheit» nötige Nennung des «Fremden» gleichzeitig auf das Deutsche und das benachbarte Idiom, das Surselvische, zurückgreift.

Neben der «falschen» Übersetzung in verschiedener Funktion gibt es auch die Vorführung und Kommentierung der unmöglichen Übersetzung, der Nicht-Übersetzbarkeit.

V.3.3. Darstellung und Kommentierung von Nicht-Übersetzbarkeit

Bei der literarischen Darstellung und Kommentierung von Unübersetzbarem geht es fast ausschliesslich um fehlende lexikalische Entsprechungen. Häufig zu finden sind kommentierende Hinweise auf fehlende oder unbefriedigende romanische Entsprechungen für gebräuchliche fremdsprachliche, meist deutsche Ausdrücke. Diese Art Kommentar entspricht der linguistischen und sprachpflegerischen Neologismus-Diskussion[842] und dient meist der Einleitung einer paraphrastischen Umschreibung oder eines Neologismus. Literarisch wie sprachsoziologisch interessant sind diese Kommentare

nur in ihrer trotzigen Ausprägung. Diese stellt das lexikalische Defizit fest, bucht es aber, in polemischer Abgrenzung gegenüber der entsprechenden «Sache», als positives Indiz einer romanischen «Mentalität» oder «Kultur». Dafür, so wird implizit behauptet, kennt die romanische Sprache kein Wort, weil die entsprechende Sache oder Haltung der romanischen «Kultur» wesensfremd ist. Die positive Wertung dieser «Wesensfremdheit» beruht auf facettenreichen, meist konservativen Ideologien, die vom Antiurbanismus und der Fortschrittsfeindlichkeit heimatliterarischer Prägung bis zu umweltschützerischer Technologiekritik reichen. Dieses Lob des Romanischen durch Umdeutung von «Lücken» findet sein positives Gegenstück in Kommentaren zu romanischen Einheiten, die sich nicht in andere Sprachen übersetzen lassen. Hier wird auf entsprechende Defizite der Nachbarsprachen, in erster Linie des Deutschen, verwiesen, die für bestimmte romanische Lexeme und idiomatische Wendungen keine adäquaten Entsprechungen hätten. Die implizit damit verbundene Wertung wird hier nicht ideologisch umgedeutet; Übersetzungsschwierigkeiten sind hier ein Indiz für die herausragenden Qualitäten des Romanischen. So bleibt das alte, von der Übersetzungswissenschaft längst von der Sprach- auf die Textebene übertragene und damit relativierte Problem der «fehlenden Entsprechung»[843] in literarischen, ideologischen Kontexten aktuell.

Als erstes Beispiel für die ideologische Umbuchung lexikalischer Defizite eine Stelle aus Chasper Pults sprachpflegerischem Vermächtnis, aus *Meis testamaint* (1941). Als romanischer Philologe werde er immer wieder gefragt, wie man «Lippenstift», «Anlasser», «Treibhaus», «Roastbeaf», «Menu» auf romanisch sage. Hinter dieser Frage erkennt Pult versteckte Häme, mangelndes sprachhistorisches Bewusstsein und eine falsche Tendenz, die Verantwortung für die Sprache den Sprachwissenschaftern zu überlassen. Dabei sei das Romanische das Produkt jahrhundertealter Erfahrung von Generationen von Bauern und ihr «kostbarstes Geschenk» («il plü custaivel dun») an die Nachwelt. Das Romanische kann nicht mehr enthalten, als was diese Ahnen «gesehen, gehört und gefühlt haben»:

> (1) El nu po cuntgnair oter co quai ch'els han vis ed udi e senti. Per granda furtüna nun han quaistas bandusas masseras e lur figlias ed abiadias dal temp da l'ovais-ch Tello infin hoz mai gnü buonder da quel malprüvà guaffen dal tonder clamà per tudais-ch *Lippenstift*. Co mâ avessan nus d'avair ün nom per el? Co avessan nus d'avair ün nom per *Anlasser* cul qual nus sco paurs nun avain mai gnü da che far. E *roastbeaf* as clama in tuot il muond

> uschè. Nus Rumantschs nu laran esser plü papals co'l papa ed avair ün pled be per nus, tantplü cha nus dessan tuot ils rostbeafs dal muond per ün bun plain in pigna. (Pult 1941:4)

Das Fehlen eines romanischen Wortes für «Lippenstift» wird darauf zurückgeführt, dass die «gutmütigen Bauersfrauen und ihre Töchter» seit Urzeiten und «zum grossen Glück» an diesem «unheimlichen Teufelsding mit Namen *Lippenstift*» nicht das geringste Interesse gehabt haben[844]. Dass es im Romanischen kein Wort für «Anlasser» gibt, hänge unmittelbar damit zusammen, dass uns, «als Bauern», der Gegenstand fremd ist. Das Lehnwort «roastbeaf» wird als Internationalismus entschuldigt, für den man nicht ausgerechnet vom Romanischen ein eigenes Wort verlangen wird, umso mehr als «wir alles Roastbeaf der Welt für ein gutes ‹plain in pigna› hergäben».

Lexikalische Defizite werden also auf die organische Einbindung der Sprache in eine archaische Bauernkultur zurückgeführt, eine Kultur des Wesentlichen, Einfacheren, Besseren. Die Umdeutung der lexikalischen Lücke in eine kulturelle Tugend ist damit grundsätzlich vollzogen, das Fehlen des romanischen Wortes bestätigt der Kritik am «Modernen» die Berechtigung ihrer Skepsis gegenüber dem sprach- und wesensfremden Gegenstand. Dieser Gegenstand gehört vorzugsweise zum engeren Bereich des «Modischen», wobei es nicht überrascht, dass vor allem die Frauenmode zur Zielscheibe einschlägiger Polemik wird. Gian Fontana widmet dieser Polemik einen eigenen Text mit dem Titel *Bubikopf*[845]. Auf einem Sonntagsspaziergang mit der für Bauern typischen Absicht, «per studegiar empau las cultiras», «die Fluren etwas zu begutachten» (1971:452), werden der Ich-Erzähler und sein Freund nicht nur von Autos erschreckt, sondern auch «dalla glieud hipermoderna ed internaziunala», «von den hypermodernen und internationalen Leuten» (S. 453). Damit ist der Anlass zur Polemik gegeben:

> (2) Pia, il pli modern ei il «Bubikopf». Tgei quei vul gir, sas ti, cara lectura, probabel dagitg, e forsa has ti cun aua en bucca gia mirau a vegnend quei las plauncas da nossas vals neuasi. (Fontana 1971:452)

Mit der neuen Haarmode wird auch die «liebe Leserin» angefeindet, der unterschoben wird, sie könne kaum warten, bis der neue Haarschnitt in die Bergtäler hinaufgelange. Der Freund beginnt mit polemischen Vergleichen («sco in èr mediu», «wie ein abgeernteter Acker»), dann über-

legen sich die beiden, «wie man diesem ‹Bubikopf› auf romanisch sagen könnte»:

> (3) E nus studegein, co nus savessen gir a quei «Bubikopf» per romontsch. In num, quei ei clar, stuein nus ver, pertgei nossas mattauns vegnan gleiti a surprender quella biala moda da quels «buobs» dils marcaus. Nus secussegliein pia: Tgau da stubla – Tgau da plaronza – Mattauns tundidas – Tgau strubegiau – Bera mél! Jeu proponel da gir semplamein tgau muot, pertgei muots ein els dadens e dador. Mo sas, gl'interessant ei quei: daferton che las mattauns lain tagliar lur cavels, lain ils giuvens crescher els tochen tiel culiez. (1971:452)[846]

Zuerst wird die Notwendigkeit eines Neologismus in bissiger Ironie gerechtfertigt: wir brauchen einen Terminus («in num»), weil unsere Mädchen «diese schöne Mode städtischer ‹Buben› demnächst übernehmen werden». Die Reihe der polemischen Paraphrasen und Metaphern («Stoppelkopf, Mauserungskopf, geschorene Mädchen, verunstalteter Kopf, Mauleselmähne») gipfelt im Vorschlag des Erzählers, der mit den beiden metonymischen Bedeutungen von «tgau» («Kopf») spielt: «tgau muot, pertgei muots ein els dadens e dador» («Stumpfkopf, denn stumpf sind sie innen und aussen»). Der Hinweis darauf, dass sich die Männer die Haare wachsen lassen, während sie die Frauen kurz schneiden, vollendet die Tirade gegen die modische Perversion. Auf diesen Hinweis folgt die abgegriffene Anekdote der Geschlechterverwechslung. Der Freund wird von einem «Herrn» begrüsst, den er zunächst nicht wiedererkennt, bis er merkt, dass es eine Frau ist:

> (4) Jeu stos rir da bunamein schluppar. Il giuven vegn tut cotschens. Ed uss seregorda era Gieri: «Ah, vous êtes mademoiselle Gorbin!» (1971:452)

Die konservative Polemik bedient sich hier einer ostentativen Vorführung von Nicht-Übersetzbarkeit; als wäre nicht ausschliesslich die polemische Intention der beiden konservativen Herren, sondern zugleich auch das Romanische als Garant des Hergebrachten für die groben Herabsetzungen verantwortlich, auf die der ironische Übersetzungsversuch hinausläuft.

Der «Bubikopf» kommt ein weiteres Mal zu literarischen Ehren, in einem Epigramm von Gion Cadieli mit dem Titel: *Ad in «Bubikopf»*[847].

(5) Ti has schau far da buob il tgau,
El va cun tei fetg bein a prau,
Has gie adin'ils buobs el tgau.

In seinem Kommentar erklärt der Herausgeber Lothar Deplazes die Funktion des Fremdwortes (anstelle der Lehnübersetzung: «tgau-pop») im Titel: «Dem Dichter zufolge passte das Fremdwort «Bubikopf» so schlecht zur romanischen Sprache/Rede («tschontscha») wie der kurze Haarschnitt zum Kopf des Mädchens.» Das romanische «tgau-pop» werde vielleicht auch deshalb vermieden, weil es in der Surselva nicht sehr geläufig war[848]. Das Wortspiel beruht auf dem häufigen Prinzip der Polysemie-Homonymie[849], in polemischer Fehlinterpretation wird «Bubikopf» als «Mädchen mit Buben im Kopf» verstanden. Deplazes' Leseart folgend lässt sich präzisieren: Wort wie Sache sind fremd und sollen fremd bleiben, der entsprechende Haarschnitt passt zwar zu diesem Mädchen: «El va cun tei fetg bein a prau» (V. 2), nicht aber zu einem anständigen. Damit erfolgt die ausgrenzende Polemik einmal mehr durch die Verbindung des sprachlich und sachlich «Fremden» mit dem Unschicklichen und moralisch Verwerflichen.

Das polemische Potential der festgestellten Unübersetzbarkeit ist nicht immer deutlich und leicht einzuschätzen. So zum Beispiel in der folgenden Stelle aus Tumasch Dolf:

(6) Jou sund ussa ieu duas uras tra quellas «hallas», sco ign gi par tudestg – cun quegl c'igl dat betga da quels indrezs tiar nus, vainsa matem ear nign pled parsuaintar. – (1959:215f.)

Ob hier einmal mehr und ohne jede Polemik festgestellt wird, dass der romanische Wortschatz moderner Technik, es geht um grosse Ausstellungshallen, nachhinkt, oder ob gegen diese Technik durch die Substitution «quels indrezs» («diese Einrichtungen», aber auch: «Dinger») polemisiert wird, ist hier nicht zu entscheiden[850].

Explizite Polemik findet sich dagegen im nächsten Beispiel aus einem Text von Jon Nuotclà, wo sich dieser aus der Sicht des Naturfreundes und Umweltschützers gegen die Behauptung eines Regierungsrates wendet, Auswanderung aus Bergtälern lasse sich nur durch weitere «Eingriffe» in die Natur verhindern.

(7) Charta our da las nüvlas

> Char Chardun,
> aint in quista charta lessa nüvlitschar sur dad ün pled ch'eu nu sa co til tradüer e sur da quai cha quel chi til ha dit, il pled, ha manià cur ch'el til ha dit e sur dad üna gazetta chi pretenda robas ch'eu nu poss crajer. Dimena sco prüma: il pled es il pled «Eingriff». Eu m'ha inaccort cha pleds sun daplü co be lingiadas da custabs. Mincha pled ha ün'orma, per uschedir, sia orma persunala, ma quella as revelescha inandret pür cur chi's prouva da til tradüer, il pled. Eu'm dumond co chi's disch per rumantsch «Eingriff». Aint il dicziunari nu chatta nüglia adequat. (Nuotclà 1987:11)

Die Polemik beginnt mit der Ankündigung einer Reflexion über ein Wort, «von dem ich nicht weiss, wie ich's übersetzen soll». Darauf wird das im Verwendungszusammenhang des Wortes Gemeinte als Gegenstand der Erörterung ankündigt, schliesslich soll von einer Zeitung, die Unglaubwürdiges berichtet, die Rede sein. Angesagt ist also Ideologiekritik, die Übersetzungsprobe dient als Mittel zur Aufdeckung falschen Bewusstseins oder ideologischer Lügen. Die behauptete Entdeckung der «persönlichen Seele» («orma persunala») der Wörter beim Übersetzen ist also nicht allein die Entdeckung der Konnotation, sie ist auch die Entdeckung der Ideologie von Verwendungszusammenhängen. Nach dem festgestellten Fehlen einer adäquaten Wörterbuch-Übersetzung von deutschem «Eingriff» (und «eingreifen») wird das Scheitern persönlicher Übersetzungsversuche ausführlich dokumentiert:

> (8) «Greifen» es bain «tschüffer», o forsa «dar man» o «metter man» vi dad alch. «Eingreifen» füss lura tschüffer aint. Eu nu craj però cha quel chi til ha dit, il pled, til haja manjà in quist sen. «Intervenziun», dit per «Eingriff», am para massa sblach in congual cul pled tudais-ch. Il verb «eingreifen» as pudessa forsa tradüer meglder co'l substantiv «Eingriff», nempe cun «intermetter» o appunta cun «metter man» vi dad alch. (Nuotclà 1987:11)

Die Analyse des Wortes («ein-greifen») führt zu den Übersetzungen, «dar man» o «metter man vi dad alch», die beide Seme wie «aggressiv» oder «gewalttätig» enthalten, womit sie dem nicht gerecht werden, was der Verwender des Wortes «Eingriff» gemeint haben wird. Dieses Argument ist ironisch, zielt doch die ganze Operation hauptsächlich darauf, die «Brutalität» des deutschen Wortes und den Zynismus der sich dahinter verbergenden Haltung aufzudecken. Deshalb wird auch das semantisch durchaus adä-

quate «intervenziun» als «zu blass» eingestuft. Im nächsten Schritt wird der Versuch der paradigmatischen Übersetzung abgebrochen und zur Syntagmatik gewechselt. Das Wort soll aus seinem Kontext heraus übersetzt werden:

> (9) Sulet nun es però ün pled il listess sco quai ch'el es tanter oters pleds; el sumaglia ad ün chan, eir quel demuossa pür tanter oters chans sia dretta taimpra. Opür ch'el dvainta tmüch e plach opür agressiv e perguajà. Aint il «Sonntagsblatt» staja scrit: «Brändli (punct dubel), weitere Eingriffe in die Natur und Landschaft sind notwendig [...]» E quia cumpara'l uossa, il pled, tanter oters, e's fa valair cun prepotenza. (Nuotclà 1987:11)

Wie der Hund erst unter seinesgleichen seinen Charakter, so zeige das Wort «Eingriff» erst im Kontext seine anmassende Gewalttätigkeit, seine «prepotenza». Es folgen weitere, dem Kontext angepasste Übersetzungsversuche, die in der Bemerkung: «I's pudess eir simplamaing laschar sainza tradüer» («Man könnte auch einfach auf eine Übersetzung verzichten») ihren Abschluss finden. Genau dies stimmt nicht, denn wie in den obigen Beispielen bildet auch hier die metasprachliche Kommentierung des scheiternden Übersetzungsversuches das grundlegende polemische Verfahren. Es dient der Aufdeckung der im deutschen Wort verborgenen Ideologie, der Denunziation des auf die Sprache durchschlagenden, falschen Bewusstseins. Noch wichtiger aber ist die Tatsache, dass die romanische Sprache in ihren lexikalischen Defiziten sich dem «Falschen» verweigert. Damit werden diese Defizite zu Garanten des ideologisch Richtigen.

V.3.4. Übersetzungsspiel und zwischensprachliche (Quasi-)Homophonie

Übersetzen ist, wie die Arbeit der Puristen trotz ihres Bemühens um Verspieltheit zeigt, eine mühselige Arbeit. Mühselig ist auch die Einprägung lexikalischer Entsprechungen, der berüchtigten «Vokabeln», beim Erlernen von Fremdsprachen. Diese Entsprechungen, sie sind zugleich das Produkt von Übersetzungen wie deren paradigmatische Voraussetzung, betreffen ausschliesslich den Bereich des Signifikats. Im Bereich des Signifikanten macht die Arbiträrietät der Sprache jede Ähnlichkeit zum trügerischen Zufall. Die nach Freud dem Witz, der Komik und dem Humor gemeinsam zugrundeliegende «Lust am ersparten Aufwand» (cfr. Freud 1958:192f.) könnte erklären helfen, warum in der Verbindung von Übersetzung und Wortspiel nach spielerischen Möglichkeiten gesucht wird, die aufwendige

Arbiträrietät zu unterlaufen und motivierte, einprägsamere Lösungen zu finden. Den ausführlichsten Versuch unternimmt Armon Planta mit seinem «neuen, vereinfachten Wörterbuch, *Il nouv pledari simplifichà* (1982:55):

> (1) Chi das-cha amo pretender chi saja greiv ad imprender rumantsch o tudais-ch? Ün sguard in nos nouv pledari inchantarà ad uffants mo eir a creschüts.

rumantsch	*tudais-ch*	*rumantsch*	*tudais-ch*
il pet	das Bett	il man	der Mann
il bain	das Bein	il muot	der Mut
la maisa	die Meise	il pasler	der Basler
il vadè	die Wade	il ram	der Rahm
il Puter	die Butter	la massella	die Mass-Elle
la tazza	die Tatze	il strom	der Strom
il pail	das Beil	il tor	der Tor
la not	die Not	il mal	das Mal
il mêl	das Mehl	la matta	die Matte
la patta	der Pate	las costas	die Kosten
il mailinter	der Mailänder	l'or	das Ohr
il tat	die Tat	il Zürigais	die Züri-Gais
il bügl	der Bügel	il giattin	die Gattin
il sang	der Sang	l'anguel	die Angel
la vacha	die Wache	il masser	das Messer
il putsch	der Putsch	la flur	der Flur
il god	der Gott	il tach	das Dach
il fal	der Fall	il badliner	der Berliner
la laina	die Leine	il past	der Bast
il gran	der Kran	il föglin	das Vöglein
il chan	der Kahn	il barbet	das Baarbett
il purschlin	das Bürschlein	lain dür	Türlein
schlaffar	schlafen	lain sech	Säcklein
manar	meinen	lain brün	Brünnlein
		lain larsch	Ärschlein
		J. Dür	J. Dürr

Hausmann stellt fest, dass der Gebrauch von Homonymen *in praesentia* von der Sprachgemeinschaft tabuisiert wird: «Geraten bei der Konstitution von Texten zufällig zwei Homonyme in unmittelbare Nähe, so schreibt eine

Norm des guten Stils die Wahl zumindest eines andern Ausdrucks vor. Die Sprachgemeinschaft schützt sich damit teils instinktiv teils bewusst gegen ein Überhandnehmen des Störfaktors. Sie tabuiert das Bewusstmachen der Ausdrucksökonomie und verweist ihm einen Freiheitsraum in den Randzonen sprachlichen Funktionierens, vornehmlich in unernster Rede.» (Hausmann 1974:18). Hier wird dieses Tabu in spielerischer Vorführung der grösstmöglichen Ökonomie zwischensprachlicher Laut-Sinn-Entsprechungen ostentativ gebrochen. Zufällige, durch lautliche Interferenz und Analyseverschiebung verstärkte, zwischensprachliche Quasi-Homophonien[851] werden zu Garanten einer Äquivalenz der Signifikate gemacht. So werden die beiden Sprachen als ikonische Zeichensysteme vorgeführt, die Garantie der Signifikanz, die Distinktivität, wird zum zufälligen Störfaktor, den es durch Konzentration auf die Analogien auszuschalten gilt. Das zwischensprachliche Wortspiel enthält damit, im Sinne der oben referierten Definitionen, metasprachliche Aussagen[852] über die unterschiedliche Ökonomie von arbiträren und motivierten, ikonischen Zeichensystemen. Plantas Übersetzungsspiele verweisen in ähnlicher Weise auf die symbolische Funktionsweise von Sprache, wie ein von Todorov beschriebener Typus von Wortspielen: «[...] ceux qui mettent en évidence la polysémie des mots, l'absence de parallélisme rigoureux entre signifiant et signifié se rapportent à l'un des traits les plus essentiels du langage, et nous apprennent beaucoup [...] sur le fonctionnement symbolique du langage.» (Todorov 1978:309). Plantas *Nouv pledari simplifichà* entspricht auch der Auffassung Liedes, für den ein Wortspiel vorliegt, «sobald das blosse Formspiel auch zu einem Spiel mit der Bedeutung, die Formakrobatik auch zur Sinnakrobatik wird.» (Liede 1992 (11):187). Auch die folgenden Aussagen Todorovs zu den Homonymie-Wortspielen treffen auf unseren Text genau zu: «Le rapprochement de mots aux sonorités semblables mais ayant des sens différents connaît des formes très nombreuses; ces jeux mettent en évidence l'absence dans la langue d'un parallélisme rigoureux entre le plan du signifiant et celui du signifié.» (1978:308)[853]. Plantas Übersetzungsspiel, das zugleich als Wörterbuch-Parodie gelesen werden kann, akzentuiert dieses Fehlen ikonischer Signifikanz durch die ironische Vorführung seiner absoluten, vom Bezug auf arbiträre Kodes unabhängigen Zuverlässigkeit. Der Witz dieses auf Homophonie-Synonymie beruhenden Übersetzungsspiels erschöpft sich aber nicht in der Konfrontation verschiedener Zeichentypen, er beruht auch auf konkreteren Aspekten im Bereich der Phonetik, Grammatik und Semantik. Auf der phonetischen Ebene werden typische Interferenzen zwischen Romanisch und Deutsch (deutscher «Akzent» im Romanischen, romanischer «Akzent» im Deutschen) nachgebildet, auf der grammatikali-

schen Ebene sind übliche Transferenzformen (Morphemsubstitution, veränderte Abfolge von *déterminant* und *déterminé* in der Lehnübertragung) erkennbar, auf der semantischen und referentiellen Ebene sind fehlende Entsprechungen da und dort mit wirksamen Herabsetzungen verbunden. Damit soll dieses höchst artifizielle Spiel keineswegs auf wirkliche Aspekte des Kontaktes zwischen Romanisch und Deutsch zurückgeführt werden, denn hier bildet, wie Simon feststellt, lautliche Ähnlichkeit gerade keine aktuelle Ursache von Interferenz[854]. Der Hinweis Simons auf Volksetymologie und schlechte Sprachkenntnis als Voraussetzung des «Übersetzungsfehlers» vom Typ «val» – «walden» ist für die typologische Einordnung von Plantas *Nouv pledari simplifichà*, der eben diese Übersetzungsart simuliert, wertvoll. In dieser Perspektive erscheint der Text als Produkt einer vorgetäuschten sprachlichen Naivität, die mögliche Lust, in Freudschen Begriffen, als Produkt eines «ersparten Hemmungsaufwandes» (cfr. Freud 1958:147ff.). Es handelt sich um die Naivität des absolut Einsprachigen, der seine «Muttersprache» als natürlich empfindet und damit Fremdsprachliches arglos und unbedacht per Laut-Analogie in Eigenes «übersetzt»[855]. Diese Naivität ist Gegenstand verbreiteter Geschichten mehr oder weniger fataler Missverständnisse in Dialogen mit verschiedensprachigen Partnern. Plantas *Nouv pledari simplifichà* wäre damit auch als eine Art paradigmatisches Inventar dieses Texttypus[856] zu lesen. Da die angedeuteten Analogien dieser parodistischen Übersetzungslisten zu tatsächlichen Kontakterscheinungen gegenüber dem literarischen Spiel zweitrangig sind, seien sie nur kurz angedeutet.

Von zufälliger, überraschender Übereinstimmung profitieren die Fälle einer vollständigen Homophonie zweier Lexeme: «il bain» – «das Bein», «il mêl» – «das Mehl», «il sang» – «der Sang», «il putsch» – «der Putsch», «il man» – «der Mann», «il fal» – «der Fall», «la flur» – «der Flur». Da der Homophonie keine Homographie entspricht, wird hier, wie bei der Metagraphie, auch die Arbiträrietät des graphischen Signifikanten vorgeführt. Das Überraschungsmoment liegt in der vollständigen Ähnlichkeit der lautlichen Signifikanten; besondere, auf eine Herabsetzung hinauslaufende, semantische Bezüge sind nicht auszumachen.

Eine erste Kontaktstelle zu phonetischen Realitäten bilden die Analogien: «il pet» – «das Bett», «il pail» – «das Beil», «il passler» – «der Basler», «il past» – «der Bast» und «il tach» – «das Dach», «il purschlin» – «das Bürschlein». Die Verhärtung anlautender Bilabiale und Dentale ist ein typischer Zug der lautlichen Integration deutscher, im Falle des Vallader, besonders tirolerischer Lehnwörter[857]. Damit erhält das Wortspiel einen «etymologisierenden» Einschlag.

Ein zentrales Merkmal romanischen Akzentes im Deutschen, die Kürzung langer Vokale[858], spiegelt sich in den folgenden Analogien: «la patta» – «der Pate», «il tat» – «die Tat», «la not» – «die Not», «il strom» – «der Strom», «il ram» – «der Rahm», «il strom» – «der Strom», «il tor» – «das Tor». Zudem ist das betonte [o] in allen deutschen Lexemen geschlossen, in allen romanischen «Entsprechungen» offen, auch dies eine häufige, in ihren fatalen Auswirkungen zum Gegenstand von Witzen gewordene, romanische Interferenz[859]. Der Bezug zu realen Interferenzen und ihrer mündlichen Sprachkarikatur bringt Variation in das leicht müssig wirkende Wortspiel mit lautlichen Ähnlichkeiten.

Die «Fehlplatzierung von Betonungen» ist nicht nur, wie von Weinreich erwähnt, ein Merkmal schweizerdeutschen «Akzentes» im Rätoromanischen (cfr. 1977:35), sie ist auch ein Merkmal des romanischen «Akzentes» im Deutschen. Der romanische «Akzent» tendiert dazu, die Betonung deutscher Wörter in Richtung Endbetonung («Anfàng») zu verschieben, während sich der deutsche «Akzent» gerne in der vorgezogenen Betonung vor allem endbetonter romanischer Lexeme («Rùmantsch») zeigt. Diese typischen, oder jedenfalls in der Stereotypie spöttischer Nachahmung als typisch hervorgehobenen, Verschiebungen erscheinen in den Paaren: «il vadè» – «die Wade», «il putèr» – «die Butter», «la massella» – «die Mass-Elle», «il Zürigais» – «die Züri-Gais», «il giattin» – «die Gattin», «il purschlin» – «das Bürschlein», «il föglin» – «das Vöglein» als schwache Echos lautlicher Realitäten.

Mit einer Herabsetzung verbunden ist die Gleichsetzung: «il mailinter» – «der Mailänder» mit ihrer «irrealen» Betonungsverschiebung um zwei Silben[860]. Herabsetzende oder jedenfalls auffällige semantische Kontraste finden sich weiter im Falle von: «il purschlin» – «das Bürschlein» («purschlin»:«Ferkel»), «la vacha» – «die Wache» («vacha»:«Kuh»), «il putsch» – «der Putsch» («putsch»:«Hausschuh»), «il passler» – «der Basler» («passler»:«Spatz»), «il Zürigais» – «die Züri-Gais», «lain larsch» – «Ärschlein» («lain larsch»:«Lärchenholz»).

Wirklicher Übersetzung und realer Integration deutscher Lehnwörter entspricht die korrekte Morphemsubstitution in: «las costas» – «die Kosten»[861], «il föglin» – «das Vöglein», «schlaffar» – «schlafen». Die lautliche Entsprechung des Diminutivsuffixes «-lein» mit dem romanischen Lexem «lain» («Holz») bildet den Ausgangspunkt der folgenden Reihe, die mit der vorgeführten Umkehrung der Abfolge von *déterminant* und *déterminé* reale syntaktische Unterschiede spiegelt: «lain dür» – «Türlein», «lain sech» – «Säcklein», «lain brün» – «Brünnlein», «lain larsch» – «Ärschlein».

Auch das vielen Typen semantisch-referentieller Herabsetzung zugrundeliegende Verfahren der Analyseverschiebung ist keineswegs fern jeder sprachlichen Realität[862]. Simulierte Analyseverschiebungen liegen vor in: «il Zürigais» – «die Züri-Gais», «la massella» – «die Mass-Elle» und «il barbet» – «das Baarbett», dem einzigen unverständlichen Wort der Liste.

Die Auflistung zeigt, dass sich Teilaspekte dieser auf (Quasi-) Homophonie gegründeten Wortspiele mit einigen Aspekten tatsächlichen Sprachkontakts in Verbindung bringen lassen. Dies stellt ihre markante Künstlichkeit und ihren Spielcharakter keineswegs in Frage, sondern hebt sie eher noch hervor: der Text lebt von der Ambivalenz zwischen dem markanten Irrealismus der Wortspiel-Verfahren und den da und dort aufscheinenden Bezügen zu kontaktsprachlichen Realitäten.

V.3.5. Reflektierte Lehnübersetzungen

Im Zusammenhang mit der puristischen Polemik gegen «Mischsprache» (oben III.1.3.) war auch von der Polemik gegen Lehnübersetzungen die Rede. Die literarischen Formen dieser Polemik sind häufig weniger explizit, deshalb aber, abgesehen von Fällen ironischer Verspieltheit, nicht weniger polemisch als die offene puristische Belehrung. Die geringere Explizität der literarischen Variante zeigt sich vor allem im Weglassen der ausgangssprachlichen, meist deutschen Vorlage, die der Leser durch Rückübersetzung selber finden soll. Damit gilt die literarische Reflexion in diesem Fall einer Übersetzung *in absentia*. Lehnübersetzungen werden hier, trotz ernstzunehmender Einwände seitens der Linguistik[863], als Übersetzungen angesprochen, da sie mit entsprechenden hybriden «Abarten», Pseudo-Übersetzungen und Laut-Sinn-Analogien in der hier interessierenden literarischen Spiegelung ein klares Kontinuum bilden.

Unter «Lehnübersetzung» wird hier auch die «Lehnübertragung» verstanden. Die beiden Formen werden von Schottmann, von dessen Definition und Typologie ausgegangen wird[864], unter «Lehnformung» zusammengefasst.

Wie die lexikalischen Lehnelemente wurden auch die Lehnübersetzungen nicht aufgrund linguistischer Kriterien, sondern ausschliesslich aufgrund entsprechender expliziter oder impliziter Markierungen und Kontrastierungen in einzelnen Texten registriert. Die «Fremdheits-Diagnosen» von Linguisten und Autoren literarischer Texte können übereinstimmen, sie können aber ebensogut voneinander abweichen. Dies zeigt das Beispiel der Lehnübersetzung «vegnir per zatgei» nach deutschem «um etwas kommen» («etwas verlieren»). Von den Linguisten Solèr und Ebneter wird ein «per que codisch esan vegnaja» einer Sprecherin aus dem vom Sprachwechsel

bedrohten Domleschg als «nur aus der Kenntnis des Deutschen verständlich(e)» (1988:128) Lehnübersetzung[865] eingestuft. In einem Text von Silvio Camenisch (*1953) steht der Konditionalsatz: «[...] sche Nelly vegness per la veta» (1986:112), bei Toni Berther (*1927) liest man: «En in senn era el vegnius per la plazza» (1983:78), beide Male ohne Markierung und ohne erkennbare stilistische Funktion. Dies zeigt einmal mehr, dass die puristische Empfehlung, «reines Romanisch» bei den «guten Autoren» zu lernen[866], problematisch sein kann. Unmarkierte Lehnübersetzungen finden sich auch bei den gelobten Autoren an allen Ecken und Enden, in älteren Ausgaben eher als in neueren, wo puristische Herausgeber auch die Lehnübersetzungen herauspicken. So enthält etwa Men Rauchs *Il nar da Fallun* in der Erstausgabe die Lehnwendung «metter a glüm» (1923:23), die in der puristischen Neuausgabe durch «sviluppar» (1992:67) ersetzt ist[867].

Ein deutlicher Konsens zwischen Linguistik, Purismus und Literatur besteht dagegen im Falle der Lehnübersetzung «far cun» («mitmachen»). Von den Linguisten als nur durch Rückgriff aufs Deutsche erhellbare Lehnübersetzung registriert[868], von Puristen als Schandfleck gerügt[869], kommt «frar cun» gleich mehrmals zu literarischen Ehren. In Toni Berthers *Carstgauns e rattuns* (1983), wo Placi, der Hauptverantwortliche für den Fortschrittswahn seines Dorfes, plötzlich sein Gedächtnis entdeckt, sich auf die Vergangenheit besinnt und zum Lokalhistoriker wird:

> (1) Mintgaton scriveva el perfin ella gasetta dalla regiun. Mo era cheu stueva el sefundar silla memoria. El sespruava da seregurdar, co il vegl scolast Michel veva mussau da s'exprimer. Ed el smarvigliava era dalla formulaziun: «Tgi fa cun?» Ual quei «tgi fa cun?» vegneva avon bia, pertgei ins fageva adina puspei concurrenzas ed annunziava aschia ella gasetta. (Berther 1983:81)

Die auktoriale Sprachkritik an der nicht integrierten Lehnübersetzung wird hier, in durchsichtiger Maskierung, hinter dem «Staunen» der Person versteckt. Die Tatsache, dass sogar der grösste Fortschrittsbefürworter über diese Art Sprachwandel staunt, akzentuiert die Polemik dieses «Staunens». Die verteidigte, bedrohte Norm ist auch hier eine ältere, diejenige des «alten Lehrers Michel».

Victor Durschei widmet in seinem Gedichtband *Cloms* (1992) dem «far cun» gleich ein ganzes Gedicht (S. 153):

(2) *Far cun*

«Far cun» naven da Trin
di prest scadin.
Sche fas lu buca cun
eis in sgnappun.

5 «Oz trumf ei il far cun,
igl ortg far cun.»
Quei di il Meltgerun.
El ha raschun.

Fagei po buca cun
10 e schei «pren cun».
«Pren cun» ed è «far cun»
ei tudestgun.

Quei plaid aschi banal
sto ord la val.
15 El sto pilver svanir
ed è murir.

«Fai part» enstagl «fa cun»,
ti sabiutun,
lu eis in romontschun
20 e has raschun.

Die in sehr dürftige Reime verpackte, puristische Polemik ist äusserst explizit: «far cun» wird als «dumm» (V. 6) angesprochen, mit dem pejorativen Substantiv «tudestgun» als «erzdeutsch» diffamiert (V. 12), als «banales Wort» (V. 13), das «wahrlich verschwinden» (V. 15), «und auch sterben» (V. 16) muss, regelrecht verflucht. Der einzige Kunstgriff ist die, allerdings überdeutlich gekennzeichnete, ironische Umpolung: wer die Lehnübersetzung braucht wird als «Dreimalkluger» (V. 18) bezeichnet, wer bei der dummen Mode nicht «mitmacht»[870], als «Dummkopf» (V. 4). Am Ende wird noch die «richtige» romanische Wendung eingebläut: «‹Fai part› enstagl ‹far cun›» (V. 17). Die so unbeholfene wie aggressive Polemik leidet deutlich unter dem Reimzwang: Wortklassenwechsel des «tudestgun» (V. 12), sinnwidrige Beschimpfung desjenigen, der's richtig macht, als «romontschun» (V. 19), dazu «Meltgerun» (V. 7) und «sabiutun» (V. 18), womit alle Perso-

nen mit demselben pejorativen Suffix versehen sind, sinnlose synonymische Wiederholung (Hendiadys, V. 15f.), alles «um des Reimes willen»[871]. Trotz offensichtlicher ästhetischer Mängel ist dieser Text in unserem Zusammenhang interessant, weil er den kritischen, distanzierenden, aggressiven Wert der «Fremdheit» markierenden Anführungszeichen so ausführlich kommentiert.

Eine weniger explizite, verspieltere Art der Reflexion und Kritik von Lehnübersetzungen besteht in ihrer parodistischen Nachbildung, wobei graphische Markierungen (Anführungszeichen), auffällige Häufung oder textuelle Kontrastierung mit eigensprachlichen Varianten die parodistische Intention unterstreichen können. Ein erstes Beispiel dazu aus einem anonymen Text aus dem Jahr 1966 mit dem Titel *Dis tgaun* («Hundstage»):

> (3) Lein sperar che era ils poets e scribents romontschs che ein vegni giu sil «tgaun» ni schizun «sut il tgaun» aunc bia pli prigulus, possien prest revegnir dalla hurscha. Era a quels che ein «vegni entuorn» per la patria, sco nus vein udiu a caschun digl emprem d'uost, giavischein nus silmeins il ruaus perpeten, ed agl oreifer oratur ch'el possi beingleiti «star si» e mai far pli... (Anonym 1966:13)

Zunächst wird die deutsche idiomatische Wendung «auf den Hund (herunter) kommen» wörtlich übersetzt und durch Anführungszeichen, die seltsamerweise das Lexem «Hund» isolieren, markiert. Die wörtliche Übersetzung gehört in diesem Fall zum häufigen Verfahren der simulierten Naivität, die zum komischen Missverständnis des «Figurativen» führt[872]. Der variierende Nachtrag «ni schizun ‹sut il tgaun›» («oder gar ‹unter den Hund›») verdeutlicht das Auseinanderdriften von wörtlichem und figurativem Sinn der ganzen Wendung, besonders aber auch die in vielen romanischen Lehnübersetzungen auffällig hervortretende, «figurative» Bedeutung deutscher Adverbien und Präpositionen in Präfixfunktion[873]. Dieses Verfahren liegt auch dem folgenden: «quels che ein ‹vegni entuorn› per la patria» zugrunde, wo das deutsche Verb «umkommen» (= «sterben») als örtliches «herumkommen» falsch konkretisiert und entsprechend übersetzt wird. Die implizite metasprachliche Reflexion bezieht sich also nicht nur auf die Häufigkeit von Entlehnungen, sie bezieht sich auch auf den Sinn und die Übersetzungsproblematik fester syntagmatischer Einheiten. So können Karikatur und Häufung von Lehnübersetzungen in polemischem literarischem Kontext denselben Aspekten gelten, die auch Puristen und Sprachwissenschafter interessieren.

Das Wörtlichnehmen von Redewendungen ist ein beliebtes spielerisches Verfahren, das sowohl innersprachliche wie zwischensprachliche Varianten kennt. Die deutsche Wendung «Böcke schiessen» («Fehler machen») gibt Chasper Po Gelegenheit, gleich beide Varianten zu probieren. Der zitierte gereimte Dankesbrief für den Gemsbraten schliesst mit dem deutschen Vers: «Mögst stets solch' Böcke schiessen!»[874]. Die anaphorische Präzisierung: «solch(e) Böcke» verdeutlicht die Spannung zwischen dem im Kontext gemeinten, konkreten und dem idiomatisch eingebundenen, metaphorischen «Bock». Die romanische Variante davon findet sich in einem Zweizeiler; eine bestürzte Frau teilt einer andern mit, «einen Bock habe ein Redaktor geschossen». Da sich Nominativ und Akkusativ des romanischen Artikels nicht unterscheiden, wird die Übersetzung zudem als: «Ein Bock hat einen Redaktor geschossen» missverstanden:

(4) Vai let Duonn'Onna? O Deis, o dalur!
ün boc sajettet ün redactur![875]

Zur Veranschaulichung der Verschiedenheit möglicher Kontexte der reflektierten Lehnübersetzung zum Schluss noch ein Beispiel aus einem Text von Gian Arard Salvet (1989):

(5) *I sun its*

Its suna –
Mo perche?
In man da Dieu – ?
Per vaira da Dieu ?
5 Perche chi sun its ?
Perche perche?

Quai nu't reguarda
quai nu't va pro
quai nun es teis affar –
10 quai – quai nun es tia biera.
Be cha tü sapchast!
Quai.

Der Text greift auf die traditionsreiche Struktur des dialogischen «Kontrastes» zurück, die erste Strophe zitiert die Frage des zurückgebliebenen Einheimischen, die zweite die Antwort des Ausgewanderten, die in der aggressiven Zurückweisung der Frage besteht. Die Verse 7–10 sind sinnäquivalente Variationen des abblockenden und rückweisenden: «Das geht dich nichts an». Auf drei normgerechte romanische Varianten folgt eine auffällige Lehnübersetzung des deutschen «Das ist nicht dein Bier!»[876]. Der damit vorgeführte Übergang vom Romanischen zum «Pseudo-Romanischen» steht in offensichtlichem Bezug zum Sprecherwechsel. Die Lehnübersetzung charakterisiert die Sprache des Emigranten, wird zur Figur der Darstellung sprachlicher Verwahrlosung[877].

Nach diesen isoliert betrachteten Beispielen von Lehnübersetzungen soll im nächsten Abschnitt gefragt werden, wie sich diese im Kontext mit andern Entlehnungsarten auswirken können.

V.3.6. Funktionen parodistischer Lehnübersetzung

Clo Duri Bezzolas *L'agent* (1984:39–42) erzählt vom Besuch eines Versicherungsagenten, dessen Gesprächs- und Verkaufsstrategien zum Gegenstand mimetischer Nachahmung und komischer Verzerrung werden. Der Text beginnt mit der indirekten Wiedergabe des telephonischen Anmeldungsgesprächs, das der Agent mit der Frau des Ich-Erzählers führt:

> (1) Ün pêr dis avant sa visita as vaiva'l annunzchà per telefon. Sch'el possa passar pled cul stimà marid, s'ha'l indreschi pro ma duonna. Pervia da la sgüranza dals uffants, chi's tratta d'ün adaptaziun a las nouvas circunstanzas, d'üna piculezza insomma. Ch'ella dessa s-chüsar il disturbi dürant las meritaivlas vacanzas dal marid, ma il meglder füss per el il marcurdi bunura. Inguott'in mal, ed amo ün bel! (1984:39)

Der Abschnitt zeigt die Vereinbarkeit von indirekter Rede und mimetischer Wiedergabe sprachlich formaler Züge; entgegen einer noch immer verbreiteten Meinung, die indirekte Rede könne nur den «Inhalt» einer Rede wiedergeben, werden hier auch spezifische Züge der Ausdrucksseite reproduziert[878]. So imitieren die obsoleten Höflichkeitsfloskeln «stimà marid» («werter Gemahl»), «las meritaivlas vacanzas dal marid» («die wohlverdienten[879] Ferien des Gemahls») und das euphemistische Herunterspielen der zu besprechenden Angelegenheit Stereotype einer situations- und berufstypischen *captatio benevolentiae*. Der letzte Satz leitet mit seinen zwei Abschiedsfloskeln die indirekte in eine autonome direkte Rede über. Die

erste Floskel ist eine integrierte Lehnübertragung: «Inguotta in mal» (aus: «nichts für ungut»), die zweite eine auffällige Lehnübersetzung der schweizerdeutschen Wendung «und no en Schöne»: «ed amo ün bel». Diese ist nicht integriert und nur durch einen erhellenden Rückgriff auf das Schweizerdeutsche verständlich, was verschiedene, miteinander schlecht vereinbare Auswirkungen auf das mimetische Profil der «zitierten» Rede hat. Einerseits verweist der nötige Rückgriff auf die tatsächlich gesprochene Sprache[880], das Schweizerdeutsche, und kommt damit einem indirekten, sprachlichen *effet de réel* gleich. Andererseits zeigt sich die direkte Rede damit als übersetzte Fälschung[881], die zudem deutlich gegen die Normen der Zielsprache verstösst. Die sprachliche Konnotation des «Falschen» findet thematische Analogien in der Figur des Verkäufers und seiner verführerischen Rede, sie verwandelt aber zugleich die sprachliche Mimesis in eine übersteigerte, markant unrealistische Sprachparodie. Gegenstand der übersteigernden parodischen Transformation sind der zugleich stereotype und modisch neuartige Charakter der Rede des Agenten. Dazu kommt, als direkte Entsprechung der Lehnübersetzung, die Karikatur der «falschen Vertrautheit» durch die Wahl betont umgangssprachlicher Register. Die Wiederholung der beiden Lehnübersetzungen im letzten Satz des Textes (cfr. 1984:42) und der Bezug zu weiteren Varianten im Textinnern zeigen, dass es sich hier um ein zentrales Verfahren handelt.

> (2) – Insomma, l'es lura rivà, punctual, e dumandà sch'el das-cha metter sia bena a la sumbriva.
> Aha, ün cun umur, n'haja pensà, e propcha, la bena d'eira ün 2CV, ma ün ün pa plü luxurius cun ornamaints vi dals üschs, bod sco sgrafits.
> Cha quai nun haja ingün scopo hozindi dad ir perquai suot cun charrozzas grondas, «schön's Tägli», cha cun seis schmacha'l eir oura ün tschientevaincher, schi sto esser, e cha quai basta per qua d'intuorn. (1984:39)

Im ersten abhängigen Fragesatz ist wiederum die «Stimme» des Agenten zu hören, wobei sie diesmal über die Lehnbedeutung von «bena» eingeschleust wird. Es handelt sich um eine homophone Lehnbedeutung (cfr. Tesch 1978:117), welche die expressive, metaphorische Bedeutung des schwdt. «bänne» («Misttrog», «Mistkarren» für «Auto») auf das romanische «bena» gleichen Etymons[882] und gleicher Grundbedeutung überträgt. Die komische Wirkung ergibt sich auch aus der Homphonie-Übersetzung (cfr. oben V.3.4.), bei der die unterschiedliche Bedeutung überraschenderweise

auf eine passende Herabsetzung hinausläuft. Als Nebeneffekt kann die Neu-Motivierung der deutschen Metapher angesehen werden. Die Wiederaufnahme der Metapher im Erzählerdiskurs, wo sie durch die Nennung des Gemeinten *in praesentia* erläutert wird: «la bena d'eira ün 2CV», verstärkt die Distanz gegenüber dem ironisch als «humorvoll» bezeichneten Agenten. Zu dieser Art «Humor» passt die Verzierung des billigen Autos mit Emblemen von Luxuslimousinen. In der nächsten indirekten Rede kann das Schweizerdeutsch des Agenten schon in der analogen Metapher der «charrozzas» (für: «Autos») hineinspielen. Eindeutig und exklusiv ist es im Einschub «schön's Tägli» zu hören, dann wird es wieder hinter der durchlässigen Wand der lehnübersetzten Wendung «einen Hundertzwanziger herausdrücken»: «schmachar oura ün tschientevaincher», gut hörbar versteckt. Hier zeigt sich, wie Lehnbedeutung, Lehnübersetzung und code-switching am unrealistischen Spiel mit verschiedenen Formen literarischer Polyphonie teilhaben.

Die implizite Kritik am Redeverhalten des Agenten wird durch explizit metasprachliche Kritik ergänzt:

> (3) Eu bad ch'el am stricha il meil tras la bocca, ma chi'm resta lapro ün gust amar. [...] Ingün dubi, eir meis agent s'ha preparà. 1. Bivgnaint e contactar sün basa privata, emoziunala. (Pisserar per bun ajer). (Bezzola 1984:40)

Durch die Aufzählung fester Merkpunkte, nach denen der Agent seine Gesprächsstrategie ausrichtet, vollendet der Erzähler die implizite mimetische Kritik am Gesprächsverhalten seines Gegenübers, durch explizite, analytische Zersetzung.

Über die effektiven Leistungen seiner Versicherung befragt, wird der Agent gegen Ende des Gesprächs «formaler»:

> (4) Terza: megldras cundiziuns reguard ils cuosts da sepultüra. «Ma ch'El pensa! Na ch'eu giavüscha Sia mort, e listess vain nus pensà eir al cas chi, scha Dieu voul, nu subaintra amo lönch bricha. Eir qua eschan nus fich culants.»
> El vaiva tschernü per quist punct da las trattativas üna lingua plü ufficiala. Culant d'eira dvantà seis pled. E per finir quarta. Qua sajan els ils unics chi resguardan l'imprecauziun massiva. (1984:41f.)

Eine grundlegende Strategie des Erzählers dieses Textes besteht darin, unauffällige Segmente der Personenrede in indirekter oder vertretener Rede zu «vereinnahmen», diese nur in ihren markant auffälligen Segmenten zu zitieren und diese Zitat-Einschübe im Folgekontext kritisch zu kommentieren. Damit wird die Personenrede gezielt und ausschliesslich negativ dargestellt, von kritischer Distanzierung gewissermassen umzingelt. Im obigen Zitat beginnt sie mit der übereifrigen Beschwichtigung und zeremoniösen Versicherung, die Kalkulation von Begräbniskosten habe nichts mit dem Herbeiwünschen des Todes des Klienten zu tun. Im folgenden gilt die Aufmerksamkeit dem über das Deutsche entlehnten, fachsprachlichen Gallizismus «culant», der als Indiz einer «offizielleren Sprache» explizit kommentiert wird. Daraufhin wird er, am Ende der folgenden direkten Rede, nochmals wiederholt: «Eir qua eschan fich culants.» (1984:42). Die stilistisch auffällige Übersetzung des festen Syntagmas «grobe Fahrlässigkeit» mit «imprecauziun massiva» weist auf die bisher vernachlässigte, ausschliesslich übersetzungsbedingte Auffälligkeit des Fachsprachlichen. Hier überschneidet sich die Simulation des «Falschen» in der Rede der Person mit den «falschen Tönen» der literarischen Behebung fachsprachlicher Defizite des Romanischen. Eine solche Überschneidungszone bilden übrigens auch die durchaus auffindbaren Lehnübersetzungen im Erzählerdiskurs, die keine Entsprechungen in der Personenrede haben: «Uschè gronda generusità voul gnir pajada» («will bezahlt sein», S. 41); «Preparà d'eira'l sün tuot» («vorbereitet war er auf alles», S. 42).

Wichtig ist, dass die Lehnübersetzung in diesem Text systematisch als Figur des durchsichtig «Falschen» eingesetzt wird, wobei nicht das vom Romanischen aus gesehen normativ «Falsche» im Vordergrund steht, sondern die Falschheit der Vertrautheits-Maske, die die ausschliesslich geschäftlichen Interessen der Kommunikation verbergen soll.